

VI. Nachwehen der Reaktion und Aufwärtsbewegung (1850—1870).

Die beiden folgenden Jahrzehnte der Universitätsgeschichte bewegen sich in einem ruhigen Gang, der von den äußeren Störungen ihrer bisherigen Entwicklung merklich abweicht. Von der sofort nach dem Scheitern der deutschen Erhebung einsetzenden Reaktion wurde Bonn weit weniger betroffen als so manche andere, namentlich außerpreussische Hochschulen. Es kam zu keiner Wiederholung der Härten von 1819 und 1832. Auch die vielgescholtene Unterrichtsverwaltung Raumers entbehrte doch jenes Zugs persönlicher Leidenschaftlichkeit, der die Ära Eichhorn den akademischen Kreisen so besonders empfindlich und unerfreulich gemacht hatte. Dagegen verschärfte sich aufs neue der konfessionelle Gegensatz; dem Aufschwung, den die katholische Parteibildung in den Kämpfen der Revolution gewonnen hatte, trat das immer noch bestehende Übergewicht der protestantischen Lehrkräfte an der rheinischen Anstalt streitbarer als je entgegen. Die Regierung aber, weit abgerückt von den ehemaligen kulturkämpferischen Neigungen, bemühte sich jetzt geradezu die Bundesgenossenschaft eines so mächtigen Elements für ihren rückschrittlichen Kurs nicht zu verscherzen. Erst nach dem neuen Thronwechsel vermochte das preussische Verfassungsleben und dann die deutsche Frage wieder die volle Teilnahme eines Volkes zu gewinnen, dessen politisches Erwachen trotz aller Enttäuschungen und Verbitterungen nicht mehr auf die Dauer in Schlaf zu bannen war. Selbst das scheinbar dem Fluch der Lächerlichkeit verfallene Eingreifen des deutschen Gelehrtentums in das Getriebe staatlicher Machtkämpfe durfte sich noch einmal ans Licht wagen, während zugleich die deutsche Wissenschaft auch von innen heraus einen tiefgehenden Umbildungsprozeß durchzumachen hatte. Die Generation von 1870 rüstete sich ihr von aller Romantik befreites Tagewerk anzutreten.

Im ersten Abschnitt dieser Periode, in den fünfziger Jahren lag das deutsche Geistesleben unter einer Last von Freudlosigkeit und Hoffnungsarmut, die an die übelsten Tage vormärzlicher Stimmungen erinnern konnte. Nur hatte man damals das gefährliche Experiment einer Revolution noch vor sich gehabt, das jetzt als gründlich mißglückt und abgetan betrachtet werden durfte. Was

die sogenannten Gothaer von dem deutschen Programm der Paulskirche als unverlierbares Erbe zu bewahren suchten, galt den führenden Politikern des Tages fast durchweg als ein Ärgernis und eine Torheit. Der Erfurter Reichstag, die Schmach von Olmütz, die gewaltsame Galvanisierung des schon halbverwesten Bundestags hatten, so schien es, jedem ernsthaften Glauben an eine künftige Lösung der deutschen Frage durch Preußen das Rückgrat gebrochen. Wenn auch die Monarchie nunmehr in die Staatengruppe des Konstitutionalismus eingetreten war, so wurde doch ihre widerwillig zugestandene Verfassung vorläufig durch die Anwendung der unbedenklichen Interpretation im Zustand der Unfertigkeit festgehalten und vermochte weder in der öffentlichen Meinung der Nation noch bei den eigenen Staatsangehörigen eine werbende Kraft zu entfalten. Der „Geist von 1813“, der sich 1850 bei der Mobilmachung gegen Österreich zu rühren begann, war eiligst wieder zur Ruhe verwiesen worden. Und die führenden preußischen Politiker bedurften eines nicht geringen Maßes von Geschick und Festigkeit, um wenigstens den Zollverein unzerstört an den Fährlichkeiten schwerer Krisen vorbeizubringen. Hier, auf dem Gebiet des Wirtschaftslebens entwickelte sich damals vor allem in den westlichen Provinzen eine Rührigkeit des Unternehmertums, welche zu der von einem ihrer Hauptvertreter, von Mevissen so schmerzlich beklagten „politischen Apathie“¹⁾ einen belebenden Gegensatz schuf. Hatte schon die hochbedeutsame Rolle des rheinischen Bürgertums in den Kämpfen um eine Modernisierung des preußischen Staatslebens sich ganz naturgemäß auf dem Boden einer vorwärtsdrängenden materiellen Blüte herausgebildet, so sahen sich jetzt die besten einheimischen Kräfte auf den einzigen noch leidlich freien Weg verwiesen, auf den Ausbau der Fabriken und Eisenbahnen, des Bank- und Versicherungswesens, der Berg- und Hüttenanlagen. Da aber der Mensch nun einmal vom Brot allein nicht leben kann, besaß dieses Hineinwachsen Deutschlands in den wirtschaftlichen Wettbewerb der Neuzeit doch keine genügende Kraft, um von sich aus die lähmende Wirkung der jüngsten politischen Erlebnisse und günstigen Ernüchterungen aufzuheben. Die Heil- und Trostmittel, nach denen man in den schlimmen Zeiten der zwanziger und dreißiger Jahre gegriffen hatte, wollten alle versagen. Versunken war der Wunderland der Romantik, vorübergegangen der stolze Traum der Transszendentalphilosophie wie das Siegesbewußtsein der Altertumswissenschaft. Während Alexander von Humboldt als der letzte Große eines vergangenen Geschlechts, als eine kostbare Reliquie der Aufklärung am Hofe Friedrich Wilhelms IV. sein von Ruhm gesättigtes Dasein zu Ende lebte, stieg mit der Emanzipation der Naturforschung die Hochflut eines neuen Materialismus herauf. Mit ihr gleichzeitig trat ein bisher ganz übersehener Nachfolger Kants aus dem Dunkel; Schopenhauers Stunde war gekommen. Dem Zauber seiner indisch anhauchenden

¹⁾ Hansen, Mevissen I, 616; vgl. 694f., 708f.

Narkose gaben sich die Ersten der modernen deutschen Kunstwelt gefangen, Richard Wagner und Friedrich Hebbel. Wenn aber Gervinus vordem den patriotischen Warnungsruf erhoben hatte, die Deutschen sollten endlich einmal aufhören zu dichten, so zog hieraus jetzt Bruno Bauer den entgegengesetzten Schluß, die Nation solle sich zu der entsagungsvollen Aufgabe entschließen mit ihrer reichen, aber überlebten Kultur für das Slaventum als den Erben der Zukunft den wertvollsten Dünger abzugeben. Hier haben wir die „brecherische“ Stimmung, wie sie der Ästhetiker Vischer der deutschen Gegenwart jener Tage nachsagt, wirklich in ihrer Vollendung vor uns.

Das Leben der rheinischen Universität bewegte sich zunächst ziemlich abseits der eben charakterisierten Strömungen. Man könnte fast von einem Quietismus reden, wenn nicht die Schwierigkeiten der Paritätsfrage wieder eine gewisse Unruhe hereingebracht hätten. Die Aufhebung der universitätsfeindlichen Gesetzgebung von 1819 gehörte zu den wenigen Errungenschaften der Revolution, die unangetastet blieben. Es bestand auch für die Regierung kein Grund auf die frühere Inquisitionspraxis zurückzugreifen, da die akademische Jugend von der Erregung des tollen Jahres kaum noch etwas spüren ließ. Obwohl die schwarzrotgoldenen Farben nun aufs neue zu einem Verdachtsmerkmal geworden waren, durften die Burschenschaften doch fortbestehen; auch der Universitätsrichter von Salomon konnte, als das Ministerium 1852 die Papiere der Alemannia in Beschlag nahmen und genau untersuchen ließ, trotz alles Nachforschens nichts wirklich Strafbares entdecken. Allerdings hatten die Statuten von 1851 die Politik als außerhalb des Kreises der Verbindung liegend bezeichnet. Selbst die verpönten drei Farben durften sich weiter vor der Öffentlichkeit zeigen¹⁾. Günstiger waren freilich die Zeiten für die Korps, deren politische Unbedenklichkeit längst keinem Zweifel mehr unterlag. Während im Verbindungsleben die Frage des Paukverhältnisses oder Verrufs wieder einen breiten Raum einnahm, wandten sich doch die jungen Leute, denen neben studentischer Fröhlichkeit und Kampflust auch die gemeinsame Pflege geistiger Interessen unentbehrlich blieb, mit Vorliebe den Burschenschaften zu. Hier bewährte vor allem die Frankonia nach wie vor eine Anziehungskraft, welche die Tradition der Schurz, Strodtmann, Johannes Overbeck, L. Meyer, Spielhagen nicht abreißen ließ²⁾. Für dieses Bonner Studentendasein in der ersten Hälfte des sechsten Jahrzehnts besitzen wir eine ganz unschätzbare Quelle in den Briefen des jungen Heinrich von Treitschke, dessen durch und durch

¹⁾ Vgl. Gesch. der Burschenschaft Alemannia, S. 20f., 107f.; A. Toepel, Studentenverfolgungen in Bonn, S. 26ff.; J. B. Meyer, Erinnerungen aus der Frankonenzeit 1849—1851 (Bonn 1895). Über die Rekonstituierung des Bonner Wingolf (1856) und die Abspaltung der christlichen Burschenschaft Germania (1860) vgl. H. Waitz a. a. O., S. 165f., 175ff.; Gesch. der Wingolfverbindungen, S. 107ff.

²⁾ Vgl. Alemannia, S. 55, 59f.; Spielhagen, S. 138f., 165ff.; J. B. Meyer a. a. O.; H. von Treitschke, Briefe (hera. von Cornicelius) I (Leipzig 1912).

gesunde Frühreife den bei der Immatrikulation noch nicht Siebzehnjährigen befähigte mit dem vollen Genuß akademischer Freiheit eine scharfe Beobachtung der ihn umgebenden Menschen und Dinge zu vereinigen. Unverkümmert gibt er in den ausführlichen Berichten an seinen Vater die Macht der Eindrücke wieder, die ihm für immer ein Schatz der Erinnerung bleiben sollten, vor allem den Zauber des Rheinlands, „wo die herrliche Natur einen wie mit einem Strom von Freude und Glück überschüttet.“ Bald genug fand er in der Frankonia einen engeren Verband von Gleichgesinnten, in dem ihn die herzlichste Freundschaft mit seinem „Vereli“, dem nachmaligen badischen Minister Nokk, zusammenführte. Wie wenig aber kritiklose Bewunderung seine Sache war, zeigen die Urteile über seine Lehrer. Die Begeisterung für Dahlmanns intellektuelle und sittliche Größe, für die wissenschaftliche Bedeutung Böckings war eine dauernde, wogegen der unstillbare Redefluß des immer noch dozierenden Arndt und die „leeren pathetischen Phrasen“ Löbells ihn nicht zu fesseln vermochten. Politisch glaubte er den ängstlichen Vater über die Fährlichkeiten eines Aufenthalts im deutschen Westen beruhigen zu können. „Unter uns Studenten wenigstens“, schreibt er¹⁾, „ist von Radikalismus nichts zu finden; es gibt nicht eine einzige radikale Verbindung; Kinkel zählt wohl noch einige Anhänger, diese müssen sich aber sehr verborgen halten. Die Regierung ist mit der Haltung der hiesigen Studenten so zufrieden, daß wir das Kuratorium, das im Jahr 1848 glücklich abgeschafft wurde, nun aber auf allen preußischen Universitäten wieder eingeführt wird, nicht wieder erhalten. — Die französischen Sympathien, von denen die Kreuzzeitung immer spricht, sind reine Erdichtung; die Kölnische Zeitung ist das Blatt, das man in jeder Dorfschenke findet. So sind auch die Meisten und Besten unserer Professoren gesinnt, erwähnen aber nie etwas von Politik in den Kollegien; nur der alte Arndt kann es nicht lassen; er sagte neulich: „Die Habsburger wollen ihren schmutzigen slawischen Brei in unser reines deutsches Wasser mischen; das ist aber bloß Eigennutz.“

Tatsächlich war mit Kinkel, dessen Amtsentsetzung vom Ministerium am 9. Juli 1849 verfügt wurde²⁾, das einzige ernsthaft revolutionäre Element aus dem Bonner Lehrkörper ausgeschieden. Sein Freund Schleicher, der die Stürme von 1848 in Paris und in Österreich miterlebt hatte, kehrte nur für ganz kurze Zeit nach Bonn zurück, um dann seine akademische Laufbahn in Prag weiter zu verfolgen. Die Leitung des preußischen Unterrichtsministeriums war infolge der Berliner Märzrevolution erst dem Grafen Schwerin, Schleiermachers Schwiegersohn, und dann nur für wenige Tage dem Parlamentarier und Sozialreformer Rodbertus zugefallen. Erst mit dem Amtsantritt Laden-

¹⁾ 9. VII. 1851 (ebd. S. 91f.).

²⁾ B. F. A., suspendiert schon 30. V. 1849. Über das eindrucksvolle Auftreten des Sträflings Kinkel als Zeuge bei einer Kölner Gerichtsverhandlung im Mai 1850 vgl. Strodtmann II, 334ff.

bergs (seit Juli bzw. November 1848) kam wieder eine gewisse Stetigkeit und bürokratische Tradition in die Geschäftsführung. Zugleich gelangte noch einmal Johannes Schulze in die Lage seine alterprobte Kraft und Neigung den preußischen Universitäten zuzuwenden, nachdem er von Eichhorn beiseite geschoben und in eine frondierende Stellung gedrängt worden war. Jetzt erhielt er die Leitung der im September 1849 zu Berlin eröffneten Professorenkonferenz, deren Beratungen eine brauchbare Grundlage für die gesetzliche Regelung der Universitätsreform schaffen sollten¹⁾. Wenn auch die akademischen Teilnehmer der Konferenz in ihrer großen Mehrheit eine Bindung des Ministers an die Berufungsvorschläge von Fakultät und Senat ablehnten, so stieß ihr Wunsch nach grundsätzlicher Beseitigung der Kuratorien schon bei Schulze auf Widerstand. Er wollte allerdings die Möglichkeit eines Ersatzes der bisherigen Einrichtung durch einen Verwaltungsrat offen lassen, fand aber weder hiefür noch für die besondere Betonung der freien Lehre der Wissenschaft in seinem Entwurf die Zustimmung seiner Behörde. Mit dem Rücktritt Ladenbergs (Dezember 1850) versank diese Aussicht auf ein neues Unterrichtsgesetz endgültig und auf Jahre hinaus war die Rückkehr der Regierung zu der Engherzigkeit der Eichhornschen Richtung festgelegt. Wohl hielt sich der Minister Karl Otto von Raumer (geboren 1805), wie ich schon hervorhob, von den unnötigen Schärfen seines vormärzlichen Amtsvorgängers frei. Daß er vielleicht noch weniger wie dieser als bloßer Pietist charakterisiert werden durfte, bezeugt das übereinstimmende Urteil von Schulze und Friedrich Ritschl²⁾. Schon die unerschütterliche Liebe für die klassischen Studien, die ihn durchs Leben begleitet hat, schützte ihn vor einer bedingungslosen Hingabe an die Geistesart der modernen Frömmeler. Man darf es ihm nicht vergessen, daß er Haupt, Jahn und Mommsen, die als Achtundvierziger in Leipzig ihres Amtes entsetzt wurden, der sächsischen Reaktion zum Trotz an die vornehmsten preußischen Universitäten berufen hat. Es war ein Seitenstück zu jener ehrenvollen Restitution der Göttinger Vertriebenen in den vierziger Jahren. Aber sobald das Gebiet der Kirchenpolitik berührt wurde, schieden sich die Wege des Ministers und seines Universitätsreferenten. Raumer, der sich vertrauensvoll von der höheren Einsicht Hengstenbergs und des Präsidenten Ludwig von Gerlach leiten ließ, arbeitete mit seiner rücksichtslosen Behandlung der evangelischen Kirche wie mit seiner Überzeugung von den staatsershaltenden Kräften des Katholizismus ganz im Sinn der herrschenden Kamarilla. Der tief entrüstete Bunsen wagte einmal seinem königlichen Freund gerade heraus zu schreiben: „Ew. Mt. Kultusminister ist ein Stier“³⁾. Und im Jahr 1855 unternahm er es in „seinem Zeichen der Zeit“, die ursprünglich durch Stahls

¹⁾ Vgl. Varrentrapp, S. 537ff.; Lenz II 2, 275ff.

²⁾ Ribbeck II, 537ff.

³⁾ A. Hausrath, R. Rothe und seine Freunde, II (Berl. 1906), 183.

Angriffe auf das antiebristliche Prinzip der Toleranz veranlaßt waren, eine förmliche Kriegserklärung gegen das ganze in Berlin emporgekommene System einer religiösen und geistigen Einschnürung zu schleudern. Die epochemachende Schrift ist Ernst Moritz Arndt gewidmet, der ehemals auch in seinem „Geist der Zeit“ wiederholt zu einem ähnlichen Kampf mit übermächtigen Gegnern ausgezogen war. Jetzt ging es, wie der von Bunsen Angerufene in seinem Dankschreiben sich ausdrückt, im letzten Grund auf „den alten Antichrist in Rom“, gegen „das unbesiegleiche Ungeheuer, auf das aber mit der nordischen Thorskeule immer frisch losgehämmert werden muß“¹⁾.

Politisch hatte ja Bonn trotz der starken Beteiligung des Lehrkörpers an dem jetzt so verrufenen Professorenparlament die alte Geltung seiner auch für höfische Kreise einwandfreier Vornehmheit bewahrt oder sogleich wieder gewonnen. Es wurde jetzt erst recht zur anerkannten Prinzenuniversität. Den schlagendsten Beweis hierfür lieferte die Tatsache, daß noch im Herbst 1849 der künftige preußische Thronfolger hier immatrikuliert wurde und mit ihm zugleich eine ganze Reihe anderer junger Fürstlichkeiten die Studienjahre hier verbringen durften²⁾. Seit der Aufnahme der beiden koburgischen Prinzen unter die Zahl der akademischen Bürger (1837) hatte sich bei den nord- und mitteldeutschen Dynastien die Sitte eingebürgert, ihre Söhne, die am deutschen Universitätsleben teilnehmen sollten, für einige Semester nach Bonn zu schicken. Das preußische Königshaus war nach einigem Zögern nicht zurückgeblieben. Das beinahe zweijährige Studium des Prinzen Friedrich Karl (1846—1848) hatte nur durch den Ausbruch der Revolution einen etwas verfrühten Abschluß erhalten. Trotzdem ließen der Prinz von Preußen und seine Gemahlin ihren einzigen Sohn wieder an den Rhein ziehen. Der achtzehnjährige Prinz Friedrich Wilhelm, bisher in einer sorgfältig geregelten und überwachten Privat-erziehung aufgewachsen, hatte neben einem ausgezeichneten militärischen Begleiter, dem Oberstleutnant Fischer, für die erste Zeit noch seinen geistvollen und hochgemuten Lehrer Ernst Curtius an der Seite. Was dieser aus den Bonner Anfangstagen berichtet, kennzeichnet vortrefflich die frische Natürlichkeit des Prinzen wie die durchaus nicht engherzige Art seines kleinen Hofstaats. „Ich bemerke“, schreibt Curtius, „keine regrets de Potsdam, keinen Widerwillen gegen bürgerliche Kleidung und ungewohnte Umgebung. Er ging das erste Mal ganz lustig ins Kolleg mit Senfft zusammen, stieg wohlgemut über verschiedene Tische und Bänke fort und setzte sich in die Mitte der Studenten, von bunten Mützen, zottigen Bärten und Sammetröcken umgeben, keiner merkte den Hohenzollern heraus. Selbst Walter war beim Hereintreten so überrascht, den Prinzen nicht auf dem freigelassenen Ehrenplatze zu sehen, daß er darüber

¹⁾ Meisner-Geerds, S. 493f., 497f.

²⁾ Vgl. P. Lindenberg, Kaiser Friedrich als Student (Berl. 1896), S. 44, 55ff.; Walter a. a. O. S. 319f.

glücklicherweise seine projektierte Anrede ganz vergaß¹⁾.“ Unter den Vorlesungen standen die juristischen bei Walter, Bluhme, Perthes, Hälschner, Bauerband, in vorderster Linie, daneben die historischen bei Arndt, dessen absonderliche Lebhaftigkeit auf dem Katheder zuweilen erheiternd wirkte, Löbell und dem Geographen Mendelssohn. Nach Ablauf des ersten Jahres erschien der Prinz auch unter den Hörern von Dahlmanns altberühmter „Politik“, die nach einer Bemerkung in seiner fleißigen Nachschrift sich allerdings häufig mit dem Wortlaut der Buches deckte²⁾. Wie ernst das Studium genommen ward und mit welchem Verständnis der junge Adept der Wissenschaft sich in seinen künftigen Herrscherberuf einzuleben suchte, zeigen die Ausarbeitungen des in den Kollegien Gehörten und die eingehenden eigenen Arbeiten, die fast ausschließlich dem Zweck dienten sich mit dem Verlauf der politischen Entwicklung Deutschlands und Preußens seit der französischen Revolution, auch mit den neuesten Parteibildungen auseinanderzusetzen³⁾. Von einer unmittelbaren Berührung mit Philosophie, Kunstgeschichte oder klassischer Philologie hören wir nichts. Wenn seine frühere Einführung in die Welt des klassischen Altertums in Bonn anfänglich durch die Lektüre des Tacitus noch aufrecht erhalten wurde, so trägt die Beschäftigung mit diesem traditionellen Fürstenbrevier doch auch einen politischen Zug. Daß er mit dem Oberstleutnant Fischer und dessen Familie die Kuratorialräume des Schlosses bewohnte, machte ihn von vornherein zum Hausgenossen der Universität. So freundschaftlich sich der Prinz zu den Freuden und Leiden des Verbindungslebens stellte, bis zum persönlichen Schutz der Mensuren im Tannenbusch vor dem Herannahen der Pedelle, so war doch sein näherer Verkehr mit dem Korps der Preußen ziemlich knapp bemessen. Wo sich die Gelegenheit bot, betonte er recht geflissentlich und zur hohen Befriedigung der Kommilitonen die studentische Zusammengehörigkeit. Als bei seinem Zuspätkommen in Dahlmanns Kolleg heftig gescharrt wurde, machte er auf seinem Platz gelangt eifrig mit und einmal beteiligte er sich sogar an einer nächtlichen Demonstration vor der Wohnung des verhaßten Salomon. Die bescheidene, stets freundliche, gern humorvolle, aber im Notfall auch schlagfertige Art des hochgewachsenen Hohenzollernsohnes gewann ihm rasch alle Herzen. Oberstleutnant Fischer durfte wohl berichten, daß Dank diesem Auftreten der Bonner Aufenthalt seines jungen Herrn dem Verhältnis der Rheinlande zum Königshaus bereits zugute gekommen sei. Der gesellschaftliche Verkehr mit den Professoren ward nicht verabsäumt, dabei Dahlmanns Haus keineswegs gemieden, wie manche der von ihm abrückenden Kollegen angenommen oder auch gehofft hatten. Aber Dahlmanns Name glänzt durch seine Abwesenheit unter den zahlreichen Eintragungen

¹⁾ Ernst Curtius, Ein Lebensbild in Briefen, I (Berlin 1913), 359.

²⁾ Lindenberg, S. 44 Anm.

³⁾ Ebd. S. 33ff., 46ff.; G. Schuster, Kaiser Friedrich, S. 23ff.

nicht nur der Lehrer, sondern auch anderer Professoren in das Stammbuch, das dem Prinzen beim Abgang von der Universität überreicht wurde. Wissenschaftlich und persönlich hat ihn nach seinem eigenen Zeugnis Perthes mit seinem feinen Geist und seiner tief religiösen Lebensauffassung am Stärksten angezogen. Der begabteste Schüler Dahlmanns, der Historiker Otto Abel, der sich 1851 in Bonn habilitierte, war dem Prinzen schon von Berlin her bekannt und durfte sich auch in Bonn zum Kreis der jüngeren Freunde zählen¹⁾. Der Schwabe, der 1848 einer der zuversichtlichsten Verkündiger von Preußens kaiserlichem Beruf gewesen war, und der in gleichen Gedanken lebende badische Freiherr von Roggenbach paßten vortrefflich in die Umgebung des geborenen Trägers solcher Zukunftshoffnungen. Mit gutem Recht durfte die Abschiedsadresse des Senats (15. März 1852) von den „so heiter wie fruchtbar verlebten Jahren“ sprechen. Wie gern sich Friedrich Wilhelm in die Bonner Atmosphäre eingewöhnt hatte, dafür zeugen vor allem die herzlichen und dankbaren Worte, die er nachmals beim fünfzigjährigen Jubiläum schon als sieggekrönter Feldherr an die Festversammlung im Poppelsdorfer Schloß gerichtet hat. Sein ungetrübtes Zusammenleben mit der kleinen akademischen Welt des Rheinlands wird immer zu den anmutigsten Erinnerungen ihres ersten Jahrhunderts zählen.

Ihre konservative Grundrichtung bekundete die Universität auch in der Behandlung der Frage, ob und wie die Regierung weiterhin durch eine besondere Behörde innerhalb der akademischen Organisation vertreten sein sollte. Im Jahr 1848 hatten sich Berlin, Halle und Königsberg gegen Breslau, Münster, Greifswald und Bonn für das Fortbestehen einer solchen Vertretung ausgesprochen. Nach der Berliner Konferenz von 1849 entschied sich das Ministerium für Beibehaltung der Kuratoren. Am 27. März 1850 kam ein Bericht des Bonner Senats auf seine frühere Haltung in dieser Angelegenheit zurück; er wiederholt die uns bereits bekannte Begründung mit den eigentümlichen Verhältnissen der rheinischen Hochschule, ohne jedoch der Bestellung eines Kurators für Bonn allein das Wort reden zu wollen. „Wenn die übrigen preußischen Universitäten einer größeren Selbständigkeit teilhaftig werden sollten“, empfahl der Senat die Einsetzung eines Verwaltungsrats, der aus dem Rektor und zwei Ordinarien als dreijährigen Mitgliedern zu bestehen hätte²⁾. Vorläufig blieb es aber bei der Führung der Kuratorialgeschäfte durch Rektor und Richter. Erst nach geraumer Zeit, am 31. Juli 1851, wandte sich der Minister, da dieses Provisorium weder den Interessen der Regierung noch denen der Universität förderlich sei, an den Oberpräsidenten Eichmann und dann an dessen Nachfolger von Kleist-Retzow mit dem Ansinnen, er möge den Kuratorposten im Nebenamt übernehmen. Kleist-Retzow erklärte sich hiezu bereit. Er konnte sich auf

¹⁾ Curtius I, 316; Schuster, S. 43.

²⁾ Sen.-Prot. I. III. 1850; B. U. A. 36; für das Folgende Koblenz, St. A. Akten des Oberpräsid. 403.

den ihm durch Nöggerath übermittelten Wunsch der Universität selbst nach der Wiedererrichtung des Kuratoriums beziehen, da die Führung durch den jährlich wechselnden und außerdem von seiner Fakultätsangehörigkeit beeinflussten Rektor der Stetigkeit und Unbefangenheit entbehre. Er wies dabei besonders auf die erhöhte Bedeutung hin, die Bonn bei dem gegenwärtigen Mis-kredit des badischen Heidelberg als eine von den Söhnen der wohlhabenden Klassen in Preußen und namentlich von den jüngeren deutschen Prinzen bevorzugte Universität gewonnen habe; es sei tatsächlich zu einer Schule der künftigen Regenten geworden. Am 31. Januar 1852 bat Raumer wirklich den König um Ernennung des Oberpräsidenten, obwohl er ausdrücklich betonte, daß die Unzulänglichkeit des bestehenden Provisoriums durch die im ganzen gute Haltung der Professoren und die glückliche Wahl der Rektoren bisher weniger hervorgetreten sei als etwa in Königsberg. Aber die bereits zugestandene Genehmigung wurde wieder zurückgenommen und es blieb noch auf Jahre hinaus bei einem Zustand, den der Minister selbst allerdings als fehlerhaft, doch nicht als geradezu unerträglich charakterisieren wollte.

Die von ihm gerühmte Haltung des Lehrkörpers hinderte ihn freilich nicht in einzelnen Fällen eine Rückkehr zu dem alten Überwachungssystem eintreten zu lassen. Wohl brachte das Ministerium nach der Erledigung der Kinkelschen Professur die Anstellung des noch von 1830 her verdächtigten Simrock in Anregung und zum Vollzug¹⁾. Auch die Übersiedlung des Österreichers Springer nach Bonn, für die sich Johannes Schulze mit seiner ganzen Wärme eingesetzt hatte, ging zunächst ohne Hindernis vonstatten, bis eine wiederholte Denunziation des berüchtigten Prager Polizeidirektors Sacher-Masoch den im Revolutionsjahr bemerklich gewordenen Gelehrten erst vergebens beim Bonner Landgericht und dann mit Erfolg beim Ministerium als bedenkliche Persönlichkeit brandmarkte²⁾. Die Universität nahm sich des jungen nach ihrer Überzeugung schmähhlich verläumdeten Gelehrten mit der größten Entschiedenheit an. Und die philologische Fakultät weigerte sich, der ihr zugemuteten Überwachung ihres Dozenten nachzukommen, da Springer in seinen Vorlesungen jedes Eingehen auf die Politik vermeide und sein ganzes Benehmen einen redlichen Mann erkennen lasse, der keinem Umsturzsyste huldige. Raumer hielt sich jedoch an die Warnung der österreichischen Behörde. Die Habilitation, deren Übereilung er tadelte, wurde allerdings nicht rückgängig gemacht, aber jede Aussicht auf Beförderung dem Betroffenen gesperrt und dem Oberpräsidenten seine dauernde Beobachtung anempfohlen³⁾. Leider fanden sich inner-

¹⁾ Min. an Fak. 8. IX. 1849; Ernennung 8. VII. 1850 (B. F. A.).

²⁾ Vgl. hierüber Springer, Aus meinem Leben, S. 210ff., 241ff., 249; B. F. A. 1852/54.

³⁾ Einen vorhergegangenen Versuch als Ersatz für Kinkel den Heidelberger Privatdozenten Hermann Hettner zu berufen (1850), hatte die Fak. mit der etwas sonderbaren Begründung abgelehnt, „daß seine Qualifikation über dasjenige hinausreiche, was für die fragliche Professur gefordert werde“. So berichtet Rothe (Nippold II, 298f.).

halb des Lehrkörpers, wenn auch nicht in der philosophischen Fakultät, Kollegen, die keine Scheu trugen die subalterne Ausführung dieses Spionendienstes auf sich zu nehmen, der Jurist Sell, der es in seiner bekannten Naivität Springer selbst erzählte, und der Theologe Hasse. Unter den gleichen Bann politischer Anrührigkeit geriet eine zweite führende Persönlichkeit des jungen Nachwuchses, der Privatdozent der Geschichte Otto Abel; auch ihm blieb trotz bedeutender wissenschaftlicher Leistungen und guten Lehrerfolgs das Vorwärtstommen versagt, weil er im Frühjahr 1848 seinen feurigen deutschen Patriotismus dem Ministerium Arnim zur Verfügung gestellt und sogar als Hilfskraft der preußischen Gesandtschaft bei der Frankfurter Zentralgewalt diplomatisch gearbeitet hatte¹⁾. Dahlmann hoffte ihn, der schon 1854 starb, zu seinem Nachfolger heranzuziehen. Springer aber fand, wie er dankbar berichtet, in Dahlmanns Haus eine zweite Heimat. Daß der berühmteste Mann der Universität sich durch die Reaktion nicht einschüchtern ließ, ist selbstverständlich. Als sein alter Freund Gervinus, mit dessen Ansichten er durchaus nicht immer harmonierte, wegen seiner Einleitung in die Geschichte des XIX. Jahrhunderts vor Gericht gezogen wurde, stand er ihm persönlich in Heidelberg und in Mannheim, wo die Verhandlung stattfand, zur Seite. Er riet ihm, falls er in Baden sich nicht halten könne, künftig ein Asyl in Bonn zu suchen²⁾. Wie wenig aber Raumers kleinliche Verfolgung mißliebiger Akademiker auch den wahrhaft vornehmen Hütern konservativer Grundsätze zusagte, beweist die freundschaftliche Teilnahme, die ein Mann wie Perthes dem verfehmten Springer entgegenbrachte. Er nützte sein Ansehen bei den prinzlichen Besuchern der Universität, um ihnen das Hören der Vorlesungen des geistvollen Kunsthistorikers ans Herz zu legen. Springer bezeichnet es mit Recht als eine Komödie der Irrungen, daß er gleichzeitig der Regierung für ein bedenkliches Individuum, den Höfen für eine vertrauenswürdige Persönlichkeit gegolten habe. Auch Bethmann-Hollweg, der ihm mitteilte, daß gerade die eifrigen Verwendungen für ihn Raumer nur noch mehr gereizt hätten, verwies ihn tröstend auf den künftigen Ministerwechsel, durch welchen auch er zu seinem Recht kommen werde³⁾. Immerhin bildeten für die preußische Reaktion der fünfziger Jahre die Universitäten nicht mehr wie früher den Hauptgegenstand ihrer politischen Besorgnisse; fanden sogar doch anderwärts geordnete Gelehrte Aufnahme in Preußen, während in Leipzig, Heidelberg, Gießen, München eine Reihe von hervorragenden Namen dem Unterdrückungssystem zum Opfer fiel.

Dahlmann machte damals Gervinus den Vorwurf, er habe in seiner Einleitung zur Geschichte des XIX. Jahrhunderts die kirchliche Spaltung ver-

¹⁾ Vgl. A. D. B. I (Wattenbach); Treitschke, *Histor. u. polit. Aufsätze* I, 441; Briefe I, 124f.; Curtius I, 316; Springer, Dahlmann II, 406ff.

²⁾ Ebd. S. 392f.

³⁾ Springer, *Leben*, S. 250f.

gessen; „und doch ist das gerade die gefährlichste Wunde unseres Gemeinwesens, die nicht durch Verneinungen nach hier und dort geheilt werden kann. Beide Parteien, statt eine höhere Vermittlung zu suchen, scheinen mir sehr geneigt, einen Teufel durch den anderen zu vertreiben“¹⁾. Das Hereinspielen dieser Gegensätze in das Bonner Universitätsleben bewegte sich immer noch wie im vorigen Jahrzehnt wesentlich auf dem Boden der philosophischen Fakultät. Eine förmliche Erbschaft von der Revolutionszeit her waren die Beschwerden des Privatdozenten Clemens über ungerechte Zurücksetzung. Der Minister Ladenberg, der von dem Petenten persönlich einen günstigen Eindruck erhalten hatte, schien nicht abgeneigt seinen Klagen Gehör zu schenken, aber die Fakultät blieb damals wie später bei ihrer unbedingten Ablehnung. Ein Gutachten Knoodts sprach sich dahin aus, daß Clemens die erforderliche Ruhe des Gemüts noch nicht gewonnen habe und „das plötzliche Aufschnellen“ seiner Zuhörerzahl aus seinem Kampf gegen den Güntherianismus zu erklären sei. Man erzählte sich wohl, daß dieser „Jesuitenzögling“ zum Aufseher über alle katholischen Professoren bestellt sei²⁾. Viel tiefer als diese kleinen Zwistigkeiten, die 1856 mit der Ernennung von Clemens für Münster ihren Abschluß fanden, ging die Aufregung der akademischen Kreise über die Kabinettsorder vom 26. September 1853³⁾. Sie schrieb für Bonn und Breslau eine konfessionelle Doppelbesetzung des Fachs der Geschichte vor und war gegen die dringenden Warnungen Johannes Schulzes erlassen worden. Auch Raumer selbst gestand seinem getreuen Rat, daß er gefürchtet habe, noch mehr nachgeben zu müssen. In Bonn hatte, wie wir sahen, die katholisch-theologische Fakultät schon zu Beginn der vierziger Jahre tatsächlich noch weitergehende Wünsche geäußert und die Regierung war diesen Wünschen bezüglich des Geschichtsunterrichts bereits durch die Ernennung Papencordts und dann Aschbachs entgegengekommen. Im Jahr 1849 wurde aber eine grundsätzliche Neuregelung, die den Gegensatz zwischen der katholischen und der nichtkatholischen Auffassung der Parität recht deutlich hervortreten ließ, von dem Breslauer Fürstbischof Diepenbrock angeregt. Trotz des fast einstimmigen Widerspruchs der dortigen philosophischen Fakultät kam sie nunmehr 1853 zur Durchführung. Daß gerade für das historische Fach die Forderung einer Rücksichtnahme auf die Konfession am ehesten erhoben werden konnte, wird sich kaum bestreiten lassen, ebenso wenig die Tatsache, daß seither das Nebeneinanderwirken protestantischer und katholischer Geschichtsforscher an einer Reihe von deutschen Universitäten erfreuliche Ergebnisse gehabt und namentlich dem Aufkommen eines förmlichen Monopols der jeweils herrschenden Auffassung entgegengearbeitet hat. Auch war das bei der Gründung von Breslau und Bonn aufgestellte Prinzip,

¹⁾ Springer, Dahlmann II, 391f.

²⁾ B. F. A.; Springer, Leben, S. 237.

³⁾ Varrentrapp, S. 544f.; Festschrift Breslau I, 215f.; II, 363ff.

wonach bei Besetzung der Lehrstühle ausschließlich die wissenschaftliche Tüchtigkeit maßgebend sein sollte, von Anfang an zugunsten der katholischen Philosophie durchbrochen worden. Aber eine weitere Ausdehnung dieses Zugeständnisses schloß allerdings die Gefahr in sich, daß sie für die Wünsche der Katholiken kein „bis hierher und nicht weiter“ abgeben und schließlich zu einer konfessionellen Zweiteilung der philosophischen Fakultät, zu einem akademischem Corpus evangelicorum und Corpus catholicorum führen könnte. Jene theologischen Anregungen von 1842 hatten nicht nur auf die Geschichte, sondern auch auf die orientalischen Sprachen und die Philologie aufmerksam gemacht. In Breslau verlangte wirklich 1857 in einem Separatvotum der Hermesianer Elvenich, der schon gegen jene Ablehnung einer katholischen Geschichtsprofessur durch seine Fakultät protestiert hatte, Anwendung der Parität auf die philologischen Berufungen. In Bonn wurde die Kabinettsorder ohne einen Versuch der Abwehr aufgenommen; übrigens war auch bei der Einschließung Aschbachs (1842) die Verwahrung der Fakultät nicht auf die konfessionelle Motivierung der Sache durch den Minister eingegangen. Jetzt erklärte wohl Dahlmann, als nach Aschbachs Abgang die Fakultät über einen Antrag auf Ersatz verhandelte, hiefür liege kein Grund vor, da gar keine wesentliche Lücke entstanden sei. Die Kollegen schlossen sich ihm einstimmig an, aber als dann die Kabinettsorder zu ihrer Kenntnis gelangte und der Minister Vorschläge für einen katholischen Historiker einforderte, überreichte die Fakultät die übliche Liste mit drei Kandidaten (27. XII. 1853). Diese wurde nun wieder von Raumer abgelehnt, worauf die Fakultät erklärte, sie habe trotz eifriger Umschau im In- und Ausland keine Namen gefunden, die einen neuen Antrag ermöglichte. Schließlich wurde doch einer der von ihr vorgeschlagenen, Cornelius, zum Ordinarius ernannt. Es kam also zu keinem offenen Kampf gegen die von der Regierung festgelegte Verpflichtung, doch betätigte die Fakultät noch Jahre hindurch gegenüber verschiedenen ministeriellen Anfragen in dieser Sache einen gewissen passiven Widerstand und sah sich 1858 bei der Beförderung Kampschultes sogar zu einem förmlichen Protest veranlaßt¹⁾.

Ernsthafter gestaltete sich ein Konflikt über die katholische Professur der Philosophie, deren Inhaber Knoodt als Anhänger Günthers schon seit seiner Ernennung eine mißtrauische Beobachtung der korrekt kirchlichen Kreise auf sich gezogen hatte²⁾ und jetzt durch das gegen seinen Meister in Rom eingeleitete Verfahren in Mitleidenschaft gezogen wurde. Schon 1851 berichtete der zur Kardinalswürde erhobene Erzbischof Geissel, Knoodt sei lahmgelegt und werde von den Theologen überhaupt nicht mehr gehört. In seiner eigenen Fakultät wandte sich gegen ihn Clemens, der überhaupt zu einem unentbehr-

¹⁾ B. F. A.

²⁾ Pfülf I, 270; II, 278ff.

lichen Mitarbeiter an dem Werk der kirchlichen Reaktion geworden war. Der Wechsel von Streitschriften zwischen den beiden Fachkollegen (1853) schien einen neuen „Hermesskandal“ anzukündigen¹⁾. Während Clemens bereits das verhängnisvolle Wort „Häresie“ aussprach, bemühte sich der Kardinal vergebens, persönlich auf Knoodt einzuwirken, der bei seiner Überzeugung blieb, daß nach dem Verfall der aristotelischen Scholastik Günthers Lehre die einzig mögliche moderne Philosophie der Kirche gegenüber dem einreißenden Pantheismus darstelle. Neben ihm als dem anerkannten Führer der Bewegung trat der Breslauer Theologe Baltzer, ein alter Bonner und vormaliger Hermesianer, besonders kräftig für das Recht eines Systems ein, das nach einer Äußerung Geissels dazu angetan war, die Köpfe „mit konfusen, rationalistischen und im Grunde protestantischen Ideen“ zu erfüllen. Freilich meinte auch der Kardinal gelegentlich, daß auf seiten der Güntherianer die größeren Talente seien; sie brachten Nachrichten in Umlauf, daß der Papst selber ihnen günstig gesinnt sei, und suchten auch in Belgien, besonders in Löwen, Anknüpfung zu finden. Als die Oberhirten von Breslau und Köln sich entschlossen die Sache an die Kurie zu bringen, gingen Baltzer und Knoodt (1854) wie einst die Hermesianer nach Rom, um dort die Stellung ihrer Lehre zum Thomismus und zu den „Entdeckungen“ der neuen deutschen Philosophie persönlich klarzulegen. In der Kölner Erzdiözese gelangte übrigens der Güntherianismus zu keiner größeren Verbreitung und als am 8. Januar 1857 die Indexkongregation ihr Verbot der Güntherischen Schriften erließ, beeilte sich ihr Verfasser selbst seine Unterwerfung zu erklären. Seine bedeutendsten Anhänger ließen sich jedoch dadurch nicht beirren²⁾. Knoodt vertrat nach wie vor auf dem Katheder Günthers Meinungen, nur ohne Namen oder Bücher zu zitieren. Er fand dabei einen Rückhalt bei seinen protestantischen Kollegen, der sich durch seine Wahl zum Rektor (1859) mit unverkennbarer Deutlichkeit zu einer „Antwort an Rom“ ausgestaltete. Auch der Minister stand auf seiten des Verfolgten. Dessen Hauptschüler Reinkens, der, nach Breslau übersiedelt, dort rasch nacheinander zum außerordentlichen und ordentlichen Professor aufrückte, sollte sich dahin geäußert haben, daß ein gesund organisierter Kopf unmöglich etwas anderes als Güntherianer sein könne. Knoodts Name stand als der des Rektors an der Spitze einer Adresse der Bonner katholischen Professoren an den Papst. Eben damals wurde Knoodts Schrift gegen Clemens auf den Index gesetzt³⁾, aber der Verfasser beschränkte sich auf eine allgemein gehaltene Unterwerfungserklärung an den heiligen Stuhl, behandelte die Lehre Günthers, wie er sagte, weiterhin historisch statt philosophisch und dachte auch jetzt nicht daran die von Geissel längst erwartete persönliche Verständigung zu suchen. In seiner

¹⁾ Ebd. S. 285ff.; vgl. auch Festschrift Breslau II, 130f.

²⁾ Über ihr „Konzilium“ zu Bonn Sept. 1857 vgl. Pfälf II, 300.

³⁾ Ebd. S. 489, 492.

Rektoratsrede über das Thema der freien Wissenschaft hatte er die studentischen Zuhörer so energisch vor jeder prüfungslosen Anerkennung irgendeiner Autorität gewarnt, daß selbst manche protestantische Kollegen mit ihrer Mißbilligung nicht zurückhielten. Immerhin vermochte der Führer der Güntherianer niemals jene beherrschende Stellung und Wirkung zu erlangen, wie sie früher der Persönlichkeit eines Hermes zugefallen war; auch konnte von der starken Teilnahme, die der Protestantismus dem Kulturkampf der dreißiger Jahre gewidmet hatte, natürlich keine Rede sein. Aufregend für die Evangelischen wäre es freilich geworden, wenn eine 1855 geplante Niederlassung der Jesuiten in Bonn sich verwirklicht hätte¹⁾.

Wenn wir einen Blick auf das Bonner Gesellschaftsleben nach dem Ausgang der kurzen Revolution werfen, so bietet sich uns ein Bild, das trotz der tiefen politischen Ermattung und Verstimmung doch manche anmutende Züge aufweist. Die geselligen Vereinigungen der älteren und der jüngeren Kollegen hatten schon vor 1848 gelegentlich ein heftiges Aufeinanderplatzen der Meinungen erlebt und waren dann im Sturmjahr selbst durch „das unselige politische Gespräch“ und die Gewalt der Ereignisse unterbrochen worden²⁾. Jetzt lebte im Februar 1849 das „Freundeskränzchen“ der Alten wieder auf, um sich trotz gelegentlicher Rückfälle in die frühere streitbare Gewöhnung allmählich zu einer dauerhaften Institution auszuwachsen. Dahlmann und der ursprüngliche Gründer Ritschl waren freilich für immer ausgeschieden, aber obwohl man politische Auseinandersetzungen fernzuhalten suchte und die Vorträge sich überwiegend im neutralen Fahrwasser der Naturwissenschaft und Medizin bewegten, kam doch zuweilen, etwa bei dem stets erregbaren Welcker oder bei einem Besuch des nicht minder lebendigen „Veteranen“ Arndt, die Vergangenheit und Gegenwart Deutschlands unweigerlich aufs Tapet. Einmal hatte man sogar einen eben aus dem Rastatter Kerker entlassenen Neffen Welckers zu Gast. Neben dieser streng geschlossenen kleinen Genossenschaft entfaltete aber der Kreis der Privatdozenten und einiger jüngerer Professoren im „Schwanen“ eine ungleich bewegtere Wirksamkeit. Hier war „der Gerichtshof, welcher über jeden neuen Dozenten das Urteil fällt“. Die Berühmtheiten, wie Dahlmann, Brandis, Welcker, verfehlten nicht sich an besonders festlichen Abenden einzustellen, wurden aber doch mehr als „kostbare Schmuckstücke der Universität“ betrachtet und geehrt. Hier wagte Otto Abel mit seinem Vortrag über den heiligen Nepomuk sogar einen scharfen Vorstoß gegen den Ultramontanismus, der an die literarische Fehde Sybels und Gilde-meisters gegen den heiligen Rock erinnern konnte³⁾. Im übrigen erhielt der

¹⁾ Vgl. eine Mitteilung über die hierüber 1855 im Haus des Prof. Dieringer gepflogenen Verhandlungen F. Kaufmann, Leop. Kaufmann, S. 155.

²⁾ M. Naumann, Chronik des Bonner Freundeskränzchens (Bonn 1868).

³⁾ Springer, Leben, S. 206ff., 219.

Verkehr in den gebildeten Schichten eine besondere Note einmal durch das in den vierziger Jahren geweckte und nicht mehr versiegende Musikleben der Beethovenstadt, als dessen bedeutendste akademische Förderer sich neben dem bestellten Fachmann die Philologen Heimsöth und O. Jahn hervorhoben, und sodann durch die charakteristische Atmosphäre der bevorzugten Prinzenuniversität. Auch die englische Kolonie darf nicht vergessen werden. Einer der gefeiertsten britischen Anführer, General Havelock, hatte damals seine Familie hier angesiedelt und erschien häufig zu Besuch¹⁾. Eben in den fünfziger Jahren stand die folgenreiche Annäherung zwischen den Häusern der Königin Viktoria und des Prinzen von Preußen in voller Blüte. Sein junger Sohn hat an einem fröhlichen Abend in der Endenicher Burg des Landrats von Hymmen einem Bonner Kommilitonen die aufkeimende Neigung zu seiner künftigen Gemahlin entdeckt²⁾. Bekanntlich spielte diese Hinwendung zu England eine bedeutsame Rolle in dem allmählich geradezu feindlichen Verhältnis des preussischen Thronfolgerpaares zu der Berliner Kamarilla. Während Prinz Wilhelm als Kommandierender in Koblenz residierte und wiederholt bei seinem in Bonn studierenden Sohn erschien, ergaben sich ganz ungesucht manche Beziehungen der Universitätskreise zu diesem rheinischen Nebenhof, der den vertrautesten Beratern des Königs als der Sitz einer gefährlichen Fronde erschien und in der Tat seine liberalisierende, jedenfalls mit dem Reaktionssystem unzufriedene Haltung nicht verbarg. Daß in der Umgebung des prinzlichen Studenten liberal und national gesinnte junge Männer wie Abel und Roggenbach zu den Intimen zählten, wurde schon oben berührt. Einer von ihnen, Georg von Bunsen, diente mehr als einmal zum persönlichen Vermittler in politischen Fragen zwischen seinem Vater, dem Gesandten in London, und dem Koblenzer Schloß. Daß in dieses Schloß auch einer der hochkonservativen Heißsporne, Kleist-Retzow, als Oberpräsident eingezogen war, beunruhigte nicht nur die fürstlichen Insassen, die sich mit ihm abzufinden hatten, sondern auch einen so weit rechts stehenden Politiker wie den Bonner Perthes³⁾. Die stärkste Anziehungskraft nicht nur für die immatrikulierten Prinzen, sondern auch für die Professoren besaß aber ohne Zweifel die schöne und geistig hochstehende Fürstin Wied, die für eine längere Kur erst allein, dann mit ihrem Gemahl in der Vinea Domini Wohnung genommen hatte und neben erlesenster Geselligkeit ebenfalls ihre lebhafteste Sympathie für die liberalen Anschauungen ganz offen betätigte⁴⁾. Und im Haus Hymmen gehörte nicht nur der preussische Thronerbe, sondern auch der ehrwürdige Arndt zu den liebsten Gästen. Nachmals zählte Georg von Bunsen, der sich 1855 in Rheindorf, dann in der

¹⁾ M. von Bunsen, Georg von Bunsen, Berlin 1900, S. 174; vgl. Hausrath II, 151; Lindenberg, S. 42.

²⁾ Lindenberg, S. 68.

³⁾ M. v. Bunsen, S. 124f., 134f., 137, 149ff.

⁴⁾ Ebd. S. 123f.; Lindenberg, S. 56f.; W. Lang, O. Abel (Stuttg. 1888), S. 91.

Stadt niederließ, zu den angesehensten Persönlichkeiten der Bonner Gesellschaft, doch ließ den in Rom geborenen und in England heimischen Sohn eines zwischen Politik und Wissenschaft hin- und hergetriebenen Vaters der gleiche Widerstreit einer allzu mannigfaltigen Begabung nie zu einer vollen Konzentration seiner Kräfte gelangen. Der eifrige Hörer Böckhs und Rankes in Berlin, Ritschls, Dahlmanns und Lassens in Bonn sah sich immer wieder durch diplomatische Arbeit und Wanderung aus der Ruhe seiner philosophischen und historischen Vorbereitung gerissen und gelangte erst mit siebenundzwanzig Jahren (1851) zu einer glänzenden Bonner Promotion, um schließlich doch von der Tätigkeit eines liberalen Parlamentariers gefesselt zu werden. Inmitten dieser neuen Generation ging der Lebenstag der Gebrüder Boisseree zur Rüste, die ihren letzten Wohnsitz nicht in der Vaterstadt, sondern in Bonn aufgeschlagen hatten. Melchior starb gelähmt 1851, drei Jahre später Sulpiz. Seine bedeutende Gestalt hatte sich auch noch in der Spätzeit ihren imponierenden und gewinnenden Charakter bewahrt. Die Heimstätte der beiden edeln Greise gehörte mit den Häusern Dahlmann, Arndt und Springer zu den auserlesenen Ruheplätzen eines engen freundschaftlichen Zusammenlebens, das sich in der Pflege eines völlig zwanglosen Gedankenaustausches wohl am Besten über die Enge und Lichtarmut dieser Jahre hinweghalf¹⁾. Der alte Bunsen, dem ein Verhältnis zur Universität nach dem Vorbild Niebuhrs im Sinn gelegen hatte²⁾, kam doch nur, um in der schönen Rheinstadt sein Haupt für immer hinzulegen; bis in die letzten Stunden begleiteten ihn Gedanken an das deutsche Vaterland, aber auch an England und Italien. Mehr als je hatte die Bonner Gesellschaft ihre bereits traditionelle „still vornehme Physiognomie“ wiedergewonnen, aber die Kehrseite dieses Vorzugs, eine gewisse Kühle und Steifheit, mußte einem neu Zugewandenen wie Rothe im Vergleich mit der gewohnten Heidelberger Luft unliebsam auffallen und stand auch nach wie vor in einem fühlbaren Widerspruch zu der freieren Art der einheimischen Bevölkerung³⁾. Dagegen entwickelte sich allmählich ein näheres Verhältnis zwischen Universität und Stadt durch den Eintritt meist, aber nicht nur juristischer Professoren in die lokale Verwaltung. Neben Deiters (seit 1846) und Bauerband, deren besonders opferwillige Mitarbeit durch ein wohlverdientes Vertrauen gelohnt wurde, sind Bluhme, Nöggerath, Perthes, später Sybel aufzuführen⁴⁾. Dieser Zusammenhang zwischen Lehrkörper und Bürgerschaft hat sich seither dauernd erhalten und das Seinige dazu beigetragen die ursprüngliche Fremdartigkeit der Hochschule auf dem ihr zugewiesenen Boden zu überwinden. Und wenn ihr Dasein in den fünfziger Jahren trotz eines quietistischen Zugs doch die

¹⁾ Lang a. a. O., S. 14f., 90; Springer, Leben, S. 216f.

²⁾ Bunsen III, 570, 573.

³⁾ Hausrath II, 151f.

⁴⁾ F. Kaufmann, L. Kaufmann, S. 89ff.

Fühlung mit den niedergehaltenen nationalen Hoffnungen nicht ganz verlor, so brachte ihr das nächste Jahrzehnt eine Verjüngung, die nicht nur auf dem wissenschaftlichen, sondern auch auf dem politischen Gebiet sich bewegend und aufregend hervorwagen sollte.

Während ein Blick auf den Stand der katholisch-theologischen Fakultät sich vielleicht am Besten mit dem Aufleben der konfessionellen Frage nach 1860 zusammenbringen läßt, muß das Schicksal der evangelischen Theologie schon hier, in seinen Beziehungen zu dem starken Druck der preußischen Reaktionsjahre etwas näher ins Auge gefaßt werden. Die Fakultät besaß nach dem Abgang von Nitzsch zwei Kräfte allerersten Ranges, die wissenschaftlich den bisherigen Meister der Bonner Korporation weit überragten; auch Dorner, der ja nachmals (1862) als Ersatz für Nitzsch nach Berlin an die Universität und in den Oberkirchenrat berufen wurde, ist neben Rothe und A. Ritschl, wenn auch nicht als ein völlig Ebenbürtiger, unter die führenden Männer zu rechnen. Daß es trotzdem nicht gelingen sollte die rheinische Fakultät aus ihrem Niedergang emporzuheben, lag nicht an den Lehrern, sondern an einer andauernden Ungunst der äußeren Verhältnisse, vor allem zunächst an dem System Raumer. Richard Rothe (geboren 1799)¹⁾, der Sohn einer preußischen Beamtenfamilie, aber während eines zwölfjährigen Heidelberger Wirkens (1827 bis 1849) ganz in Süddeutschland eingelebt, kam nach Bonn als ein durchaus Fertiger. Mit seiner Theosophie, wie er seine religiöse Ausdeutung des deutschen transszendentalen Idealismus zu nennen liebte, schien er außerhalb aller Tagesströmungen und aller theologischen Kleinarbeit dahinzuwandeln, seiner selbst sicher und doch von rührender Bescheidenheit. Nach einem Besuch bei ihm schrieb G. von Bunsen, hier seien ihm alle düsteren Gedanken über Deutschlands Zukunft vergangen; „sollte dieser Mann eine vox in deserto sein?“²⁾ Die Bonner hatten ihn schon lange gewünscht³⁾, aber als er nach weiteren Anfragen von Breslau, Göttingen, Halle noch vor Abschluß der Verhandlungen die Ernennung für die rheinische Universität erhielt und annahm, sollte doch die Prophezeiung seines Kollegen Creuzer, daß er bald nach Heidelberg zurückkehren werde, sich bewahrheiten. Er hat sich niemals in Bonn wirklich heimisch gefühlt. Aus dem pietistischen Gesandtschaftsprediger in Rom war längst ein anderer geworden, der mit seiner Sonderstellung außerhalb der kirch-

¹⁾ Vgl. vor allem die beiden größeren Monographien von F. Nippold (2 Bde. Wittenb. 1873/74) und A. Hausrath, A. D. B. XXIX (Wagenmann); Hauck, Realenzykl. XVII³ (Siefert); O. Ritschl, Fak., S. 49ff.

²⁾ M. v. Bunsen, S. 75.

³⁾ S. o. S. 381f.; Hausrath II, 91f.

lichen Parteiungen nicht etwa störend in die bisherige Geschlossenheit der Bonner Theologie eintrat, aber sich auch weder in die harte Einseitigkeit des nieder-rheinischen Calvinismus noch in das scharf katholische Gepräge der unmittelbaren Umgebung eingewöhnen konnte. Mochte er für den Augenblick seine Entfernung aus dem wilden badischen Revolutionsgetümmel wohlthätig empfinden, so überwog doch sehr bald das Heimweh nach dem verlassenen Boden, in dem er so gründlich Wurzel gefaßt hatte. Bei einer derart autonomen Persönlichkeit gab auch schließlich das ganz Persönliche den Ausschlag. „Der eingefleischte Süddeutsche“, wie er sich trotz echt preußischer Abstammung nannte, sprach mit Bitterkeit von seinen „jetzigen Landesfarben“¹⁾. Mit dem akademischen Erfolg konnte er wohl zufrieden sein; die Frequenz der Theologie hob sich merklich, als der berühmte Verfasser der „Ethik“ im Hörsaal wie im Seminar und daneben als gefeierter Prediger seine ganze Kraft und Feinheit einsetzte. Seine in Bonn zuerst gehaltene Vorlesung über das Leben Jesu ließ ihn für die Hörer als den endgültigen Sieger über Strauß und die Baurische Schule erscheinen²⁾. Auch das Verhältnis zu den Fachkollegen wies keinerlei Trübungen auf. Aber eine Verstrickung in das unruhige Wesen der Kirchentage und Synoden wurde für ihn ebenso zum Schreckgespenst wie die Absicht der Regierung sich seiner für die kirchliche Verwaltung zu bedienen. Als Baden ihn zurückzugewinnen suchte, scheiterte die Sache zuerst an der ihm angebotenen Prälatur. Und aus Preußen hinausgetrieben hat ihn schließlich die von Raumer plötzlich über ihn verfügte Ernennung zum Mitglied des Koblenzer Konsistoriums. Man darf übrigens nicht vergessen, daß auf die ganze Episode dieses vorübergehenden Universitätswechsels auch eine unselige Abhängigkeit von den Launen seiner geistesgestörten Frau mitbestimmend und belastend einwirkte. An und für sich standen die akademischen Verhältnisse in Heidelberg damals unter weit schlimmeren Eingriffen der Reaktion als in Bonn. Dafür sah sich Rothe vor allem durch das erneuerte Zusammenleben mit dem alten Freund und Gönner Bunsen entschädigt, der auf dem Charlottenberg seine „Zeichen der Zeit“ in die Stickluft eines geistigen Dämpfungsbetriebs hinauswarf. Der Protestantenverein kündigte sich an. Von Rothe stammt das Wort: „Ein pietistisches Volk, wenn es ein solches geben könnte, wäre als Volk zugrunde gegangen“³⁾.

Er selbst, den man mit Origenes verglichen hat, sprach nicht ungern von seiner Heterodoxie⁴⁾. Auch der junge Albrecht Ritschl war, als er sich in Bonn habilitierte, nach einer dortigen Lehrzeit zum Schrecken seines Gönners Bleek in gefährliche Regionen, unter die Botmäßigkeit der Tübinger Schule geraten.

¹⁾ Ebd. S. 152, 191f.

²⁾ Ebd. S. 158ff., 166.

³⁾ Ebd. S. 140.

⁴⁾ Auch Raumer gegenüber, ebd. S. 198.

aber nur um sich mit Beginn der eigenen Dozententätigkeit kraft seiner unüberwindlichen kritischen Ader wieder frei zu machen¹⁾. Allerdings hatte er vorahnend an seinen Vater, den Bischof, geschrieben, daß ihn ein offener Bruch innerhalb der evangelischen Kirche natürlich auf die heterodoxe Seite führen würde, „denn das jetzige preußische Christentum ist nichts für mich“²⁾. Sein erstes großes Werk über die Entstehung der altkatholischen Kirche (1850) schuf ihm sofort einen wissenschaftlichen Namen; Dorner, Rothe, die er hoch verehrte, auch Bunsen sprachen sich zustimmend aus. Aber die dürftige Frequenz der Fakultät drückte auf den Lehrerfolg eines Privatdozenten, der außerdem noch für einen Tübinger galt. Seine lebhaften Bemühungen um Beförderung³⁾ fanden in Berlin erst gegen Ende 1852 Gehör und an das Extraordinariat schloß sich eine weitere lange Wartezeit bis zur ordentlichen Professur. Inzwischen vollzog sich in ihm nicht nur die Emanzipation von Baur, sondern auch der Übergang zur Systematik; schon 1853 sehen wir ihn in einem Vortrag vor größerem Publikum ein Thema in Angriff nehmen, das für die spätere Arbeit des Forschers so unendlich fruchtbar werden sollte, die Entstehung und Entwicklung der christlichen Mystik. Er war nicht wenig stolz darauf, daß es ihm gelungen war, den Beifall der katholischen wie der protestantischen Hörer und sogar der Naturwissenschaftler zu gewinnen. Nicht lange nachher verfaßte er eine „Neujahrsgratulation für seine guten Freunde die Lutheraner vom neuesten Datum“⁴⁾. Diese Fehde gegen die Erlanger, in der es nach seinem eigenen Geständnis nicht ohne einen mitunter spitzigen Ton, aber auch nicht ohne gute Witze abging, kennzeichnet ebenfalls bereits die künftige Laufbahn des geistescharfen theologischen Protagonisten. Daß er gegenüber der immer noch wachsenden Macht von Hengstenberg und Stahl so deutlich Stellung zu nehmen wagte, konnte seine Aussichten in Preußen nicht verbessern. An ein unmittelbares Einrücken in eines der durch Dorners und Rothes Weggang erledigten Ordinariate war nicht zu denken. Wie ihn gleich zu Anfang der Lehrtätigkeit sein Kollege und Freund Krafft überflügelt hatte, so konnten auch die wiederholten Verwendungen der Fakultät sein Vorwärtskommen nicht in ein rascheres Zeitmaß bringen. Wohl erhob er sich allmählich neben der bescheidenen Kraft des Dogmatikers Lange zum wirklich führenden Vertreter des vornehmsten Fachs, doch blieb ihm die Teilnahme am theologischen Examen in Koblenz dauernd versagt. Hatte sein Eintritt in Bonn unter der Ungunst des Ministers Raumer gelitten, so fühlte sich der in der Vollkraft der beginnenden Vierziger Stehende unter der Herrschaft Mühlens vollends von dem äußeren Ergebnis eines achtzehnjährigen akademischen Wirkens derart enttäuscht, daß er ent-

¹⁾ O. Ritschl, A. Ritschl I, 104ff.

²⁾ Ebd. S. 107.

³⁾ Ebd. S. 168ff., 209ff.

⁴⁾ Ebd. S. 249.

schlossen war, „jeden Ruf an eine auswärtige Universität“ ohne irgendein Bedenken anzunehmen¹⁾. Gleich Lücke, Gieseler und Dorner folgte er dem Anerbieten in die gemäßigt lutherische Fakultät zu Göttingen überzutreten (1864).

Damit war für die Bonner Theologie eine Periode zum Abschluß gekommen, in der sie ursprünglich unter dem Zeichen Schleiermachers und dann noch unter dem Nachwirken des Hegelschen Erbes eine bedeutsame Stellung eingenommen hatte. Von jetzt ab sollte sie auf längere Zeit hinaus den hemmenden Einflüssen ihrer unmittelbaren Umgebung und eines allzustarken Wechsels der Lehrkräfte ausgesetzt bleiben. Es drängten sich nur zu rasch die Namen der Dozenten, ohne daß eine durchschlagende Änderung in dem dürftigen Studentenzuzug eingetreten wäre. Bis zu seinem 1859 erfolgten Tod wahrte der unermüdliche Bleek seinen festgebauten Ruf als Exeget und den persönlichen Zusammenhang mit der Gründungszeit. Neben und nach ihm vertraten der Lutheraner und Althegeleaner Nasse, der früher in Berlin und Greifswald gelehrt hatte²⁾, und die beiden zur Ausfüllung der großen Lücke von 1854 berufenen Ordinarien Lange und Steinmeyer eine ausgesprochene konservative Richtung. Franz Steinmeyer (geboren zu Beeskow 1811)³⁾, der als glänzender Prediger zuerst die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen und auch die gewichtige Unterstützung Hengstenbergs gewonnen hatte, kam von einer Breslauer Professur, wurde aber nur durch Kleist-Retzow von einem sofortigen Rücktritt aus seiner neuen Stellung abgehalten und ging schon 1858 nach Berlin. Johann Peter Lange dagegen, ein Sohn des Bergischen Landes (geboren 1802), vormals wiederholt von der Fakultät abgelehnt, fand jetzt nach einer längeren Wirksamkeit in Zürich, wohin er als Bekämpfer des vertriebenen Strauß berufen worden war, einen endgültigen Abschluß seiner akademischen Laufbahn; noch dreißig Jahre hindurch († 1884) durfte er sein Bonner Amt versehen. Von der jüngeren Generation gelangte Krafft rascher als sein Freund Ritschl (1850) zur außerordentlichen, gleichzeitig mit ihm (1859) zur ordentlichen Professur. Auch der tüchtige alttestamentliche Exeget Ludwig Diestel (geboren zu Königsberg 1825) gehörte zu dem engeren Kreis, der sich um Ritschl zu bilden begann, wurde aber 1862 als Ordinarius nach Greifswald versetzt⁴⁾. Nach Bleeks Tod zählte die Körperschaft der Ordinarien nur noch zwei Mitglieder und klagte bitter, daß sie seit dem Ausscheiden von Nitzsch und Sack zu keiner rechten Konsistenz mehr gekommen sei.

Mit der Übernahme des Ministeriums durch Bethmann-Hollweg (1858)

¹⁾ Ebd. S. 421.

²⁾ O. Ritschl, Fak., S. 50; Ordinarius seit 1848, † 1862; der Extraordinarius Sommer ging 1880 nach Königsberg.

³⁾ Realenzyklopädie XVIII³, 94ff. (Kawerau). Ritschl a. a. O. S. 52ff.; Festschrift Breslau II, 186f.

⁴⁾ A. D. B. XLVII (Kautzsch); Gesch. des ev. Theol. Vereins zu Bonn 1849—1899 (Bonn o. J.).

schien allerdings für die freiere Richtung in der evangelischen Theologie ein besserer Stern aufgegangen zu sein. Die alte Vertrautheit des neuen Vorgesetzten mit den Bonner Verhältnissen und Persönlichkeiten legte es ihm besonders nahe die Ergänzung der zusammengeschmolzenen Fakultät sogleich in die Hand zu nehmen. Mit der Beförderung Kraffts und Ritschls zum Ordinariat erfolgte die Anstellung Schlottmanns, der Bleek, und (1860) Plitts, der Steinmeyer ersetzen sollte. Die Berufung des bekannten Heidelbergers Schenkel, die Bethmann-Hollweg ursprünglich eingeleitet hatte, war nicht zustande gekommen¹⁾. Zum ersten Mal hatte man die statutenmäßige Sechszahl der ordentlichen Professoren wirklich erreicht, aber die von auswärts geholten Kräfte entsprachen nicht den auf sie gesetzten Erwartungen und der abermalige Ministerwechsel (1860) war ebenfalls nicht geeignet der Fakultät über ihre schnell nacheinander folgenden Verluste glücklich hinwegzuhelfen. Vielmehr geriet sie jetzt in einen Zustand von Zerfahrenheit, wie sie ihn bisher noch nicht erlebt hatte. In den Universitätskreisen selbst wurde die Befürchtung laut, „daß nach dem Weggang von Ritschl die gelehrte Korporation in ihrer akademischen Wirksamkeit einschlafen werde.“ Nach einem Bericht des Kurators Beseler besaßen die beiden Vertreter des Alten Testaments, Schlottmann und der Extraordinarius Kamphausen, bei allem wissenschaftlichen Ernst nicht die Gabe die Studenten zu fesseln; bei Lange fehle es dagegen an der methodischen Klarheit und Schärfe und Plitt (der früher Pfarrer in Bonn und dann Stadtpfarrer und Extraordinarius in Heidelberg gewesen war), sei überhaupt kein Mann der Wissenschaft. Theodor Plitt (geboren 1815) war schon in seiner Heidelberger Zeit mit dem gleichfalls übertemperamentvollen Schenkel hart aneinander geraten; er sollte kurz darauf seine Bonner Lehrthätigkeit mit einer Aufsehen erregenden Entgleisung abschließen³⁾. Auf einer Romreise im Frühjahr 1866 hatte sich der impulsive Professor verleiten lassen, an einem Empfang bei Pius IX. teilzunehmen. Seine ihm begleitende Tochter erbat und erhielt sogar vom Papst einige geweihte Rosenkränze. Kein Wunder, daß sich in Bonn das Gerücht einstellte, beide würden zum Katholizismus übertreten. Als vollends Plitt einen enthusiastischen Bericht über den Besuch beim „heiligen Vater“ dem Verleger der „Kölner Blätter“, Dr. Bachem, zur Veröffentlichung überließ, konnte die Fakultät zu einer solchen an Geistesstörung grenzenden Naivität ihres Mitglieds und Universitätspredigers nicht länger stillschweigen. Zur Rede gesetzt bedauerte er in einer an die Fakultät und den Minister gerichteten Erklärung sein Audienzgesuch sowie die „unevangelische“ Bezeichnung des Papstes als heiligen Vaters und das ihm gespendete Lob, endlich auch die kompromittierenden Rosenkränze. Dem Minister

¹⁾ Hausrath II, 372, 387ff.; Ritschl a. a. O., S. 54ff.

²⁾ Ebd. S. 55ff.

³⁾ Ebd. S. 57f.

stellte er seine Ämter zur Verfügung. Obwohl nun die Fakultät dem Bereuenden weit entgegenkam und ihm nicht nur die Professur, sondern sogar nach Verlauf einer gewissen Zeit die Wiederaufnahme des Universitätsgottesdienstes offen halten wollte, hielt sie doch mit der Bemerkung nicht zurück, er werde sich hoffentlich diese betrübenden Vorfälle zur Warnung dienen lassen, „hinsichtlich gewisser Unvorsichtigkeiten künftig mehr auf seiner Hut zu sein“. Dagegen vertrat Beseler in einer vernichtenden Charakteristik des Beschuldigten durchaus die rasche und scharfe Erledigung eines Falls, der unter den Protestanten allgemeine Entrüstung hervorgerufen habe. Der König, dem die Sache durch den Minister vorgelegt wurde, entschied sich für die Entlassung¹⁾. Die Gefahr eines wissenschaftlichen Verlustes für die Hochschule lag hier tatsächlich nicht vor. Dagegen war es ein unverdientes Schicksal, wenn ein so begabter und eifrig schaffender Kirchenhistoriker wie Rudolf Baxmann (geboren 1832) in seinem siebenjährigen Dozententum (1862—1869) trotz der warmen Anerkennung der Fakultät keine Beförderung erreichen konnte. Vom Kurator wohl allzu hart beurteilt, geriet er außerdem bei Mühler in den Verdacht einer freieren Richtung; man riet ihm mit dünnen Worten vom Katheder wieder ins Pfarramt zurückzutreten. Ein frühzeitiger Tod machte seinem aussichtslosen Warten, das für ihn Entbehrung und Krankheit bedeutete, ein trauriges Ende²⁾. Alle Versuche zu einer Neubelebung des Lehrbetriebs schienen von einem hartnäckigen Mißgeschick verfolgt zu werden. Vergebens hatte der Kurator nach dem Ausscheiden Ritschls die Berufung des geistvollen Heidelbergers Heinrich Holtzmann angeregt, nachdem die Fakultät zu keiner Einigung gelangt war. Der Privatdozent Kähler, den der Minister aus Halle als Extraordinarius nach Bonn versetzte, wurde schon 1866 wieder nach seiner früheren Universität zurückbeordert. Plitts Nachfolger, den ebenfalls der Minister mit Ablehnung der Fakultätsvorschläge ernannte, der bisherige Breslauer außerordentliche Professor Held, erkrankte an einem unheilbaren Gehirnleiden. Schlottmanns Ersatz, der Jenaer Professor August Köhler, kam sofort, da er in Baiern aus der Union zur lutherischen Landeskirche übergetreten war, mit Lange und Krafft in Konflikt. Er ging, obwohl der Minister ihn gegen die ihm gemachten Zumutungen deckte, schon 1868 nach Erlangen³⁾. Der konservative Heidelberger Karl Bernhard Hundeshagen, dessen Ernennung die Fakultät durchsetzte, war bereits gesundheitlich erschüttert, Held unheilbar leidend; an das Betreiben einer wirklich durchschlagenden Ergänzung wagte man „aus Furcht vor dem Lange“, wie Beseler schrieb, nicht heranzugehen. Gegenüber diesem Bestreben Langes, die Rolle eines „Alleinherrschers“ in der Fakultät an sich zu nehmen, entschloß sich der Kurator seinerseits eine entscheidende

¹⁾ B. F. A.

²⁾ Ritschl a. a. O. S. 57, 64.

³⁾ Ebd., S. 57ff.

Stimme in diesen theologischen Berufungsfragen abzugeben. Seinem Vorschlag gemäß wurde der Pfarrer Theodor Christlieb in Friedrichshafen 1868 zum Ordinarius der praktischen Theologie und Universitätsprediger ernannt und damit allerdings eine ungewöhnliche und fast bis zum Übermaß belebende Persönlichkeit gewonnen. Zum ersten Mal trat ein keineswegs leidender, vielmehr zum Streit gerüsteter und entschlossener Pietismus in die früher so ruhewohnten Kreise der Bonner Theologie. Dieser Württemberger gehörte nicht zu den Stillen im Lande; während eines langjährigen Aufenthaltes in England land war er von der Rücksichtslosigkeit der methodistischen Propaganda angezogen und geschult worden. Indem nun seine fremdländisch anmutende Kampfstellung gegen die bisherige Tradition deutscher Wissenschaft und Geistesart einen zunächst von dem Bleekschüler Kamphausen kräftig aufgenommenen Widerstand herausforderte, trat die Fakultät in eine von der vormaligen Einheitlichkeit sich scharf abhebende Periode ihres Wirkens¹⁾.

Hier ist vielleicht eine kurze Berührung der Tatsache gestattet, daß die Anteilnahme des protestantischen Laientums an der religiösen und kirchlichen Entwicklung auch nach der Revolution eine sehr rege gebliebene war. Sie ließ sogar unter dem Druck der rückläufigen Strömungen, die vor allem in Preußen während der letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. wieder mächtig anwuchsen, eine leicht begreifliche Steigerung erkennen. Wenn die einflußreichsten Berater des Königs, zwei von den Brüdern Gerlach, Markus Niebuhr, Thile, Radowitz, Stahl, den hohen militärischen und juristischen Kreisen angehörten, so erhoben sich die unbequemsten Gegner ihrer kirchlichen Ziele und Mittel ebenfalls nicht in den Reihen der Theologen, sondern gerade unter den nicht geistlichen Vertretern einer aufrichtig christlichen, aber nicht hengstenbergischen Weltanschauung. Um auf die enge Fühlung des Bonner Protestantismus mit diesen in ihrer Religion lebenden und webenden Wortführern eines evangelischen Modernismus hinzuweisen, genügt es an die Namen Bunsen und Bethmann-Hollweg zu erinnern. Der Schloßherr von Rheineck hatte nach seinen eigenen Worten „seit Ende Achtundvierzig allen seinen Kummer in der inneren Mission zu begraben gesucht“, war aber durch „das Gefühl der schändlichen Treulosigkeit, mit der die wichtigsten Dinge behandelt werden“, wieder auf den Plan gerufen und schließlich zur Gründung des kamarillafeindlichen preußischen Wochenblatts bestimmt worden²⁾. So wenig A. Ritschl mit Bethmanns Einrichtung und Führung der Kirchentage einverstanden war, so beruhigte ihn doch auf der Bonner Versammlung von 1852 der Eindruck, daß der gefürchtete Hengstenberg „aus Jesuit, Kapuziner und Literat zusammengesetzt“ und nicht ernstlich imstande sei, eine dauernde Herrschaft zu behaupten³⁾. Die

¹⁾ Ebd. S. 61ff.

²⁾ M. v. Bunsen, S. 159f.

³⁾ Ritschl, A. Ritschl I, 198f., 205ff.

theologische Fakultät aber kennzeichnete ihren Standpunkt mit einer nicht mißzuverstehenden Deutlichkeit, als sie 1853 Bethmann-Hollweg ihren Ehrendoktor verlieh. Der Privatdozent Kamphausen war der getreueste Helfer an Bunsens großem Bibelwerk. Die „Zeichen der Zeit“, die in ihrem ersten Teil neben Ketteler den romfreundlichen Protestanten Leo in Halle besonders aufs Korn nahmen und im zweiten Teil gegen die Intoleranz des „Juden Stahl“ zu Feld lagen, trugen die Einkleidung von Briefen an den deutschen Gewissenswächter E. M. Arndt. Und der Alte freute sich, wie er an Bunsen schrieb, dieses „edlen Zorns, dem Gott uns beiden erhalten wolle“. Stärker als je fühlte er sich wieder von den Leitsternen seiner jungen Jahre, von dem philosophus teutonicus Fichte und dem heros teutonicus Stein angezogen und getröstet. Seines gleichgestimmten Urteils über den „alttestamentlichen Propheten Stahl-Samuel“ und „dem Hallischen Narren Leo“ konnte Bunsen von vornherein gewiß sein¹⁾. Daß wie von jeher so auch jetzt Dahlmann sich in einem unversöhnlichen Gegensatz zu den „Phrasenmachern vom Christentum“ wußte, versteht sich von selbst, aber mit Bunsen und Arndt zusammen läßt er sich nicht einreihen. Seine eigene Loslösung von Dogma vertrug sich mit einer aufrichtigen Ehrfurcht vor den unersetzlichen Kräften einer altgefestigten Glaubensgemeinschaft; er hatte sogar kein Bedenken, hierin dem Katholizismus den Vorrang zuzuerkennen. „Die Theologie des Protestantismus“, schrieb er in seiner „Auseinandersetzung mit mir selbst gepflogen“, „erscheint ohne ihre Schuld nur als Menschenwerk gegenüber diesem Wunderbau und ich begreife Niebuhr recht gut, wenn er in vertrautem Gespräch mit mir mehr als einmal wiederholte: „Wir bedürfen einer neuen Religion“. Es bezeichnet ihn ganz und gar, daß diese intimste Auseinandersetzung, die den Untertitel Christus, Luther, Gustav Adolf trägt, doch wieder ins Politische und Nationale ausmündet. Und er ließ sich die Zuversicht nicht rauben, die deutsche Wissenschaft werde der Frömmerei des Augenblicks siegreich Stand halten, vielleicht sogar eine katholische Reaktion gegen den „gesteigerten Unsinn“ Pius IX. erzeugen²⁾.

Neben den allzuhäufigen Verschiebungen im evangelisch-theologischen Lehrkörper ist zunächst bei den übrigen Fakultäten ein Zustand des Beharrens festzustellen, der trotz einzelner Ausnahmen im ganzen das Einströmen neuer belebender Kräfte abhielt. Auf den Mangel an Bewegung im Betrieb der akademischen Rechtswissenschaft wird weiter unten zurückzukommen sein, denn

¹⁾ Meisner-Geerds, S. 493, 502, 506f.

²⁾ Vgl. Springer, Dahlmann II, 458ff.; als D. seinem Sohn die Verlobung mit einer Katholikin gestattete, schrieb der junge Bennigsen (1851) entrüstet: „Schämt sich denn der alte protestantische Kaisermacher nicht, seine Enkel katholischen Götzendienst treiben zu lassen?“ (H. Oncken in der Deutschen Revue 1904, IV, 21).

auch hier fühlte sich Beseler gleich nach seinem Amtsantritt bewogen mit schärfster Kritik einzugreifen. Die empfindlichste Störung war aber jedenfalls in der medizinischen Fakultät chronisch geworden. Sie ging zum guten Teil auf eine Überalterung der führenden Lehrkräfte zurück, die aber wiederum mit einem übel angebrachten Sparsystem des Ministeriums zusammenhing. Am 12. Februar 1854 richteten vier Ordinarien, Naumann, Wutzer, der seit 1850 erblindet war, Kilian und Weber, eine wahrhaft mitleiderregende Eingabe an die oberste Behörde. Sie beklagten das Prinzip „der Zurückführung der Ver- ausgaben auf den ursprünglich entworfenen Normaletat“ und wiesen auf verschiedene unerträgliche Übelstände hin, vor allem auf die hohen Jahre der beiden Senioren der Fakultät, die trotzdem die Vertretung einer ganzen Reihe von selbständig gewordenen Disziplinen in ihrer Hand vereinigten. Mayer hatte neben der Anatomie auch die Physiologie und die pathologische Anatomie zu versorgen, Bischoff zwei Nominalprofessuren mit zehn Lehrfächern. Die Fakultät sei überhaupt nur noch das Fragment einer Fakultät und gehe sichtlich ihrem völligen Ruin entgegen. In der Tat sprachen die sinkenden Frequenz- ziffern, die das Kuratorium bei seiner wiederholten Unterstützung dieses „letzten Notschreies“ anzuführen vermochte¹⁾, mit erschreckender Deutlichkeit. Schon glaubte die Stadt Köln den Augenblick nützen zu können, um eine Verlegung der chirurgischen Klinik auf ihren eigenen an Krankenmaterial weit reicheren Boden zu beantragen und damit in das Gefüge der mit alter Eifersucht betrachteten Hochschule eine gefährliche Bresche zu legen. Das Ministerium wies dieses Angebot als mit den Interessen der Universität unvereinbar zurück, suchte aber durch einen Mittelweg beiden Parteien gerecht zu werden, indem es den Kölner Sanitätsrat Fischer, den Haupturheber jenes Plans, zum Ordinarius für Chirurgie an Stelle des erblindeten Wutzer ernannte (August 1855). Fischer wollte jedoch nach dem Scheitern seines eigentlichen Projekts auch von der Bonner Professur nichts mehr wissen²⁾. Diese wurde nun (am 27. Oktober 1855) mit dem Berliner Privatdozenten Wilhelm Busch besetzt, denn die Regierung wollte doch nicht länger die Tatsache übersehen, daß die Bonner Medizin allen Ernstes vor der Gefahr einer dauernden „Versumpfung“ stand³⁾. Für die Anatomie und Physiologie dachte man in Berlin begreiflicherweise an eine dortige Kraft wie Du Bois Reymond, auch an den einstigen Bonner Dozenten Theodor Bischoff, der aber eben damals einem glänzenden Ruf von Gießen nach München folgte. Humboldts Fürwort entschied schließlich die Ernennung des gleichfalls schon zu den Berühmtheiten zählenden Königs- bergers Hermann Helmholtz (27. März 1855)⁴⁾. Doch auch diesmal sollte wieder

¹⁾ B. Kur. ⁹⁾ Bd. IX (31. III., 10. X. 1854).

²⁾ Ebd. Bd. X (19. IX. 1855).

³⁾ Vgl. L. Königsberger, H. von Helmholtz I (Braunschweig 1902), 225ff.

⁴⁾ Ebd. S. 248ff.

ein Großer nur im Vorüberziehen sein Lager am Rhein aufschlagen. Durch die Versetzung des Professors Budge, der soeben Ordinarius geworden war, nach Greifswald (1855) kam ein keineswegs zu unterschätzender Fachrivale in Wegfall; Helmholtz hatte freie Bahn und fand sich mit seinem jungen Kollegen Busch in erfreulicher Übereinstimmung. Aber sie beide blieben, wie er an Du Bois Reymond schrieb, der „Reaktionspartei“ der Alten gegenüber machtlos¹⁾. Als außerdem der Neubau des Helmholtz zugesagten Instituts sich immer wieder hinausshob, entschloß er sich, freilich nicht ohne längeres Schwanken, dem aus Baden an ihn ergangenen Ruf Folge zu leisten. Im März 1858 fiel seine Entscheidung für Heidelberg; der Versuch des Berliner Ministeriums ihn zu halten kam zu spät. Vergebens hatte der Prinz von Preußen den Verlust des genialen Forschers abzuwenden getrachtet; seine Unzufriedenheit mit einer Universitätsverwaltung, in der die wissenschaftlichen Rücksichten den kirchlichen und politischen nachgesetzt worden seien, kennzeichnet die immer noch fühlbare Nachwirkung der nur allmählich weichenden Reaktionsherrschaft. Ehe Helmholtz nach Bonn berufen wurde, hatte die politische Haltung seines Freundes Ludwig, zumal dessen angeblicher Atheismus genügt, um ihn als einen für Preußen unmöglichen Bewerber hinzustellen²⁾. Erst mit dem Abgang von Helmholtz kam die dauernde Sanierung der Bonner Fakultät in Fluß, die sich durch die Trennung von Anatomie und Physiologie und dann nach Bischoffs Tod durch das Selbständigwerden der pathologischen Anatomie ankündigte³⁾.

Nur in aller Kürze soll hier darauf hingewiesen werden, daß in der medizinischen wie in der juristischen Fakultät sich damals ärgerliche Reibungen mit jüngeren Lehrkräften abspielten, die zum Teil ebenfalls mit dem unfreien Zug des allzu stabil gebliebenen Universitätswesens zusammenhingen oder doch in Zusammenhang gebracht wurden. Helmholtz spricht von einem „System wissenschaftlicher Polizei namentlich gegen die konkurrierenden Privatdozenten“⁴⁾. Ein solcher Zwist über die Konkurrenz zwischen Böcking und dem 1853 habilitierten Romanisten Beckhaus veranlaßte schließlich die juristische Fakultät gegenüber dem Dozenten, der sich die Vorlesung über Pandekten nicht verbieten lassen wollte, einen Paragraphen der Statuten in Anwendung zu bringen und die hier vorgesehene Erneuerung der *venia docendi* zu verweigern (1858); vergebens wandte sich der Betroffene an das Ministerium und an den König selbst⁵⁾. Schon vorher (1855) war das gleiche Verfahren von den Medizinern gegen den Chirurgen und Ophthalmologen Schauenburg in Anwendung

¹⁾ Ebd. S. 294.

²⁾ Ebd. S. 225 ff., 302.

³⁾ B. Kur. a. a. O.

⁴⁾ Königsberger I, 294.

⁵⁾ Vgl. F. W. K. Beckhaus, Die Stellung der Privatdozenten (Leipzig 1858).

gebracht worden. Hier handelte es sich um einen höchst peinlichen Fall. Schauenburg hatte gegen den chirurgischen Kollegen Weber eine Anzeige wegen Abtreibung eingebracht, wurde aber schließlich vom Ministerium wegen seines „gehässigen Eifers“ gegen einen geachteten Universitätslehrer gerügt. Der Kreisphysikus Böcker, der die Anzeige ursprünglich veranlaßt hatte, war ebenfalls akademischer Dozent der gerichtlichen Medizin, nach dem Urteil F. A. Langes „ein Mann von schneidendem Verstand und unbestechlichem Wahrheitssinn“, zugleich einer der frühesten Vertreter des Materialismus in Bonn. Beckhaus und Schauenburg versäumten nicht, ihre Beschwerden über die ihnen widerfahrene Behandlung vor die Öffentlichkeit zu bringen. So mehrte sich wieder die Zahl der unerbaulichen „Fälle“ in der Geschichte der Fakultäten und damit der „gedrückten Geister“, die aus sehr verschiedenen Ursachen in eine frondierende Stellung zu ihrer Alma mater gedrängt wurden¹⁾.

Auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften blieb die Bonner Philosophie, nach wie vor durch ihren unbestrittenen Protagonisten Brandis vertreten, jedem maßgebenden Eingreifen in den Kampf einer absterbenden und einer neu aufkommenden Weltanschauung entrückt. Vom Materialismusstreit wie von der Propaganda der Lehre Schopenhauers wurde sie kaum berührt. Ein Nichtfachmann, der Historiker Löbell, war es zuerst, der in seinen literar-geschichtlichen Vorlesungen für ein größeres Publikum (1854) gelegentlich gegen den modernen Materialismus das Wort ergriff²⁾. Dann behandelte der künftige klassische Geschichtsschreiber dieser Bewegung, Friedrich Albert Lange (geboren 1828), der sich 1855 in Bonn habilitierte, 1857 in einem besonderen Kolleg den Gegenstand seines späteren Lebenswerkes. Der junge Rheinländer, der als Bonner Student (seit 1848) den Freunden wie ein „junger Goethe“ erschienen war, hatte seine frühesten philosophischen Anregungen in Zürich bei dem Herbartianer Bobrick empfangen; die Antrittsrede des Privatdozenten war dem Königsberger Meister gewidmet³⁾. Aber die rheinische Hochschule sollte den Sohn ihres angesehenen Theologieprofessors nur ganz kurz zu den Ihrigen zählen. Schon 1858 trat er in den Gymnasialdienst zurück, um sich dann zunächst in die regste politische und publizistische Tätigkeit zu werfen. Sein Freund Friedrich Überweg (geboren 1826), gleichfalls ein Pfarrerssohn aus der Solinger Gegend, der 1852 die *venia docendi* erwarb, mußte das ganze Martyrium des Privatdozententums ohne den Rückhalt gesicherter Lebensverhältnisse durchkosten, bis ihn 1862 die Berufung auf ein Königsberger Extraordinariat erlöste. In einer Zeit, in welcher nach einem neueren

¹⁾ Vgl. C. H. Schauenburg, Zur Sittengeschichte deutscher Hochschulen (* Lehr 1860); über Böcker F. A. Lange, Überweg (Altpreuß. Monatschrift VIII, 1871, S. 493ff.).

²⁾ Löbell, Die Entwicklung der deutschen Poesie I (Leipzig 1856), XVf., 85.

³⁾ A. D. B. XVII (Weinkauff).

Urteil die deutsche Philosophie „einem Trümmer- und Totenfeld“ glich¹⁾, lag die gewissermaßen resignierte historische Erforschung einer reicheren Vergangenheit besonders nahe. Hatte schon Brandis auf diesem Gebiet sein Höchstes geleistet, so wandten auch die jüngeren Genossen einen guten Teil ihrer Kraft geschichtlicher Arbeit zu, neben Überweg und Lange der schon 1849 habilitierte Berliner Karl Schaarschmidt, der 1862 mit seiner bahnbrechenden Monographie über Johannes von Salisbury sich auf ein ungebührlich vernachlässigtes und erst langsam zum planmäßigen Anbau gelangendes Feld wissenschaftlicher Tätigkeit hinauswagte²⁾. Auch der streng katholische Lehrer der Philosophie, Clemens, hatte seine ungewöhnliche Begabung historischen Problemen zugewandt, war aber dann immer stärker in die kirchlichen Tagesstreitigkeiten hineingezogen und namentlich durch einen persönlichen Kampf gegen den offiziellen Fachvertreter seiner Konfession in Anspruch genommen worden³⁾. Knoodt selbst vollends mußte Jahre lang vor allem der Verteidigung seiner eigenen bedrohten Stellung und der von ihm hochgehaltenen Fahne des Güntherianismus obliegen. Daß er es trotzdem nicht verabsäumte, sich mit Schopenhauer als dem Propheten eines heraufziehenden Pessimismus auseinanderzusetzen, soll nicht übersehen werden⁴⁾. Zunächst stand die unwiderrufliche Entthronung des vormals regierenden Hegelschen Systems außer allem Zweifel und als Schelling (1854) starb, war auch sein verspäteter Versuch zur Errichtung eines neuen Prinzipats längst völlig mißglückt. „Mit großer Freude“ begrüßte Dahlmann die erbarmungslose Exekution, die Rudolf Haym an Hegel dem Reaktionspolitiker vollstreckte⁵⁾. Unter den Formen eines flüchtigen Turniers traten einmal die Gegensätze des alten und neuen Betriebs der Geisteswissenschaften bei einer Bonner Habilitation in Erscheinung. Der junge Kunstgelehrte Springer hatte mit seinem ganzen Feuer den Vorrang der geschichtlichen vor der spekulativen Methode verfochten. Als Brandis ihm mit der Verwahrung dazwischen fuhr, daß eben doch die Philosophie das letzte Wort zu sprechen habe, ergriff der greise Welcker die Partei des Historikers. „Er geriet“, erzählt Springer, „in einen größeren Eifer und steckte damit seinen Gegner an, welcher nun gleichfalls in Feuer geriet und seine Ansicht mit gesteigerter Leidenschaft verteidigte. Wir andern hörten erstaunt und ergötzt dem Kampfspiel der beiden Helden zu“⁶⁾. Die Urbanität des Bonner akademischen Verkehrs blieb aber

¹⁾ So Th. Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des XIX. Jahrhunderts (2. Berl. 1916), S. 398. Vgl. Sybel, Kl.histor. Schriften I, 346: Die Philosophie nach ihrer letzten revolutionären Auswirkung „von allen Seiten her mit Gleichgültigkeit umgeben, mit Abneigung bedeckt“.

²⁾ Nekrolog von Elter in der Chronik der Rhein. Fr.-W.-Universität 1908.

³⁾ Vgl. Pfülf II, 285ff.

⁴⁾ Nach Mitteilung von Herrn Geheimrat Dyroff.

⁵⁾ Vgl. Ziegler a. a. O. S. 300f.; Springer, Dahlmann II, 416.

⁶⁾ Springer, Leben, S. 202f.

in Sachen der Philosophie verschont von jenen widerlichen Auswüchsen von Denunziation und Verketzerung, durch welche die scheinbare Agonie des Hegelschen Pantheismus in dem Verfahren gegen den Heidelberger Dozenten Kuno Fischer und vollends in dem geradezu blasphemischen Schlüsselroman „Eritis sicut Deus“ entstellt worden ist.

In der Sprachwissenschaft hielten sich klassische Philologie und Sanskrit auf der vollen Höhe ihres festgegründeten Ruhms. Ritschls unvergleichliche Lehrbegabung erntete am Gedenktag seiner Doktorpromotion (11. Juli 1854) einen aus vollem Herzen abgestatteten Dank, der zugleich eine Kundgebung der Bonner Schule darstellte und Namen wie J. Bernays, O. Ribbeck und Vahlen aufwies. Bernays feierte an dem geliebten Meister „Alles, was man sich vernünftigerweise unter einem Lehrer und Professor denken soll, ohne eine Spur des feierlichen Zopf-Attributes, welches unter jenem Namen mitzudenken man sich unglücklicherweise seit lange gewöhnt hat“. Unter den Glückwünschen fand sich auch ein launiger Gruß von Otto Jahn, dessen Berufung nach Bonn für Ritschl allmählich zu einem Gegenstand eifrigsten Trachtens geworden war¹⁾. Denn Welckers „heilige Kraft“ begann sich trotz ihrer wunderbaren Elastizität zu neigen und das Bedürfnis nach Sicherung einer würdigen Nachfolge ließ sich kaum mehr von der Hand weisen. Die Art und Weise aber, wie Ritschl diese Frage zu lösen suchte, sollte sich zu einem tief verwundenden Eingriff in das bisher ganz harmonische Verhältnis der führenden Persönlichkeiten ausgestalten und für ihn selbst die bittersten Früchte tragen. Der Mann seiner Wahl, der Kieler Otto Jahn (geboren 1813)²⁾, hatte von Haus aus zur Bonner Altertumswissenschaft keine unmittelbaren Beziehungen. In seinen Studienjahren holte er sich die entscheidende Schulung bei G. Hermann, Lachmann und Nitzsch. Vorübergehend hatte er sogar geschwankt, ob er sein Leben nicht ganz in den Dienst der ihm über alles teuern Kunst, der Musik, stellen solle. Der starke künstlerische Zug, der in ihm nicht etwa nur genießend, sondern fruchtbringend wirkte, führte ihn auch fachwissenschaftlich zu jener Verbindung von Philologie und Archäologie, wie sie in der Person Welckers bereits zu einem charakteristischen Bestandteil der Bonner Tradition geworden war. Aber die musikalischen Interessen blieben dabei immer so mächtig, daß seine rheinische Zeit als eine zwischen den Pflichten des Professors und des berühmten Mozartbiographen redlich geteilte erscheinen darf. Und es ist begreiflich, wenn auf eine solche Natur der Drang gelehrtes Wissen und Können einem großen gebildeten Publikum zugänglich zu machen einen weit stärkeren Anreiz übte, als auf den Heros der strengen Forschung, der sich gerade diesen Partner zur Ergänzung seines eigenen Schaffens ausersehen hatte. Mit seiner

¹⁾ Ribbeck II, 299ff.

²⁾ Otto Jahn in seinen Briefen. Mit einem Bilde seines Lebens von A. Michaelis (Leipzig 1913).

ganzen Tatkraft und Rücksichtslosigkeit ging Ritschl daran, den Wunsch in Wirklichkeit umzusetzen. Seit 1852 hatte er den ihm wohlbekannten, damals seines Leipziger Amtes enthobenen Kollegen als den einzig möglichen Ersatz für Welcker ins Auge gefaßt, „wenn der schöne Zug der Bonner Studien nicht unterbrochen werden, sondern in analoger Tätigkeit fortgeführt werden“ sollte¹⁾. Der edle Veteran der Bonner Altertumswissenschaft hatte sich selbst unschwer für diesen Gedanken gewinnen lassen. Während an Ritschl die Möglichkeit einer Berliner Berufung (an Lachmanns Stelle) und die Angebote von Kiel und Göttingen vorübergingen²⁾, wuchs in ihm das Gefühl der Entbehrung eines ihm ganz kongenialen Freundschaftsverkehrs und zugleich die Angst vor künftigen „Prätensionen der Ultramontanen“ beim Ableben Welckers. Seine Vorstellungen beim Ministerium wirkten über Erwarten rasch und am 25. November 1854 war die Ernennung Jahns für Bonn eine vollendete Tatsache. Daß aber die Entscheidung hinter dem Rücken Welckers fiel, war ebensowenig zu bestreiten. Eine endgültige Verständigung mit ihm, der auf jene erste Anregung Ritschls niemals selbst zurückgekommen war, hätte dieser unbedingt und rechtzeitig herbeiführen müssen. Hier entstand notwendig ein Riß, der nicht so leicht wieder gutgemacht werden konnte, zumal Ritschls Übernahme der bisher von Welcker verwalteten Bibliothek zwar zum Heil des Instituts ausschlug, aber nicht ohne verbitternde Kritik an den vorgefundenen Mängeln abging³⁾. Außerdem hatte sich die Berufungsfrage ohne jede Beteiligung der Fakultät abgespielt. Endlich brachte die überstürzte Regelung dieser Sache auch für die beiden Hauptbeteiligten nicht das erhoffte Ergebnis eines ungetrübten Zusammenwirkens. Der eine war, obwohl er sich gelegentlich als einen verspäteten Romantiker ansehen wollte, ein geborener Mann der Tat und des Herrschens, jederzeit seiner selbst gewiß und damals schon an einen harten, aber stets siegreichen Kampf mit dem Hindernis körperlicher Gebrechen gewohnt. Bei Jahn dagegen hatten die persönlichen und politischen Lebenserfahrungen tiefer eingeschnitten und manche leicht verwundbare Stelle zurückgelassen. Immer wieder trat, wie er einmal schreibt, die Versuchung an ihn heran, eine fortgesetzte Selbstprüfung bis zur „förmlichen Anatomie seines inneren Wesens“ zu steigern⁴⁾. Nicht mit Unrecht hat man auch auf den natürlichen Gegensatz der Abstammung zwischen dem Thüringer und dem Holsteiner hingewiesen, die sich jetzt zu engster Gemeinschaft zusammenfinden sollten. Und der politische Gegensatz darf gleichfalls nicht unerwähnt bleiben. Der Sohn der unerlösten Herzogtümer, der von der sächsischen Reaktion gemäßregelte Professor gehörte in die Reihen eines überzeugungstreuen Liberalismus,

¹⁾ Ribbeck II, 333ff.

²⁾ Ebd. S. 311ff. (schon 1849 Leipzig).

³⁾ Ebd. S. 338; Erman, S. 156ff.

⁴⁾ O. Jahn, S. 74ff.

der wie in der Revolution so auch im preußischen Konflikt sich offen zu seinen Idealen bekannte. Ganz anders stellte sich die in gewissem Sinne erasmische Natur Ritschls zu den Parteien und Kämpfen der Gegenwart. Der große philosophische Kritiker trug kein Bedenken mit dem neuesten Biographen Caesars, dem Franzosenkaiser, in die freundlichsten literarischen Beziehungen zu treten und damit nachmals seinen Feinden einen willkommenen Anlaß zur Verketzerung darzubieten¹⁾. Überhaupt lag in ihm eine unüberwindliche Abneigung gegen das „Pathos erhabenster Kategorien“ im Blut. Sein Wunsch alles zu verstehen machte ihn mißtrauisch gegen Männer der Prinzipien, die es liebten eine monopolisierte „Sittlichkeit“ zur Schau zu tragen, und ließ ihn namentlich mit den Katholiken seiner Umgebung auf gut neutralem Fuß bleiben²⁾. So einträchtig sich daher die neuen Genossen auf dem Boden ihrer wissenschaftlichen und amtlichen Tätigkeit bewegten, so wenig glückte der Versuch eines ganz persönlichen und unbefangenen Aneinanderschließens. Schon am 8. Juli 1855 berichtete Jahn einem Leipziger Freund über seine „eigentümlich komplizierte Stellung“ vor allem zwischen Welcker und Ritschl; der letztere habe wohl vorausgesetzt, daß Jahn sich hier an seine „Leibgarde“ anschließen würde. Nachdem dies aber nicht erfolgt sei, habe sich eine starke Abkühlung bemerklich gemacht³⁾. Wir sehen, wie weit die Keime des berüchtigten Bonner Philologenkriegs zurückliegen.

Auch für die indischen Studien, mit denen die junge Sprachvergleichung noch untrennbar zusammenhing, wahrte sich die Bonner Fakultät ihre durch Schlegel geschaffene zentrale Bedeutung. Wenn auch Lassen durch Augenleiden und andere Gesundheitsstörungen allzufrüh in seiner Lehrtätigkeit eingeschränkt wurde, und Schleicher schon 1850 ausschied, so traten hier doch rechtzeitig frische Kräfte zum Ersatz ein, Nikolaus Delius (habilitiert 1846), der freilich seit 1857 auf das Gebiet der Literaturgeschichte übersiedelte, Martin Haug (habilitiert 1854), dessen Bonner Wirken freilich durch die Mitarbeit an Bunsens Bibelwerk unterbrochen und dann (1859) mit seinem Abgang nach Ostindien abgeschlossen wurde, und endlich Gildemeister, der mit seiner orientalischen Professur (seit 1859) auch die Vertretung des Sanskrits und der vergleichenden Grammatik übernahm⁴⁾. Ganz neu geschaffen wurde dagegen nach ungehörlich langer Vernachlässigung der bisher vermißte selbständige Lehrauftrag für Germanistik⁵⁾. Als der gegebene Mann für die rheinische Hochschule durfte Karl Josef Simrock betrachtet werden, 1802 in Bonn geboren, der Sohn eines früher kurfürstlichen Musikers und dann Musikverlegers, dessen

¹⁾ Ribbeck II, 247ff., 395ff., 544ff.; zu beachten die Vermittlerrolle von Madame Cozner.

²⁾ Ebd. S. 338ff.

³⁾ Jahn, S. 95, 97.

⁴⁾ Vgl. H. Jacobi, Indische Philologie (für den 2. Band bestimmt, noch ungedruckt).

⁵⁾ Vgl. Meißner a. a. O. S. 108ff.; für Simrock noch A. D. B.

zur Schau getragene Begeisterung für die Franzosenherrschaft in dem Knaben eine stille, aber tiefe Liebe zu allem Heimischen und Deutschen wachrief. In dauernder Opposition zum Geist des Vaterhauses wuchs er heran und als ihn nach der Befreiung die junge Universität unter ihre ersten Studenten aufnahm, fesselte ihn wieder viel stärker als die Vorbereitung zur juristischen Laufbahn ein unaufhaltsames Eindringen in das Geistesleben der deutschen Vergangenheit, die mit seiner eigenen dichterischen Ader im schönsten Einklang stand. Wenn er in Bonn die fruchtbarste Anregung zu den Füßen Schlegels und im Verkehr mit seinem Kommilitonen Heinrich Heine empfangen hatte, so geriet er vollends in Berlin unter das zwingende Gebot eines philologischen Meisters. Lachmann führte ihn zum Nibelungenlied; es bezeichnet die Eigenart des Jüngers, daß er (1827) mit einer Übertragung dieses Nationalepos einsetzte, die sich auch Goethes wärmsten Beifall errang. Im engsten Anschluß an die literarischen Kreise der Hauptstadt und als Referendar am Kammergericht schien der junge Rheinländer beinahe zum Berliner geworden zu sein; selbst die Amtsenthebung, die er sich 1830 durch sein Gedicht auf die Pariser „Drei Tage und drei Farben“ zuzog, vermochte ihn nicht zum Weichen zu bringen¹⁾. Erst 1832 führte ihn der Tod des Vaters nach Bonn zurück. Der Jurisprudenz blieb er dauernd verloren; um so ungestörter konnte er sich einer Periode freien Schaffens überlassen, in der seine wissenschaftlichen wie seine poetischen Neigungen gleichmäßig zu ihrem Recht gelangten. Mit dem Bemühen seinem Volk in dem „Amelungenlied“ eine lebendige Ergänzung der alten Heldensage zu schenken und mit der niemals ruhenden Arbeit des Übersetzens ging eine stetige Erweiterung des germanistischen Gesichtskreises zusammen, die ihn auch in der Shakespeareforschung heimisch machte. Die ausgeglichene Persönlichkeit des lebenswürdigen, humorvollen und rheinisch gastlichen Mannes, dessen Wortkargheit manchen Fernerstehenden überraschen mochte, hatten ihm längst in der Bonner Gesellschaft, namentlich unter den jüngeren Dozenten, den „Schwanenrittern“ einen Ehrenplatz gesichert, ehe der recht naheliegende Gedanke, ihn für die Universität zu gewinnen, feste Gestalt annahm. Noch beim Tod Schlegels äußerte einer seiner Freunde, Böcking, ganz in seiner Weise: „Es fehlte auch noch, daß Simrock selbst seine Haut zu Markte trüge“²⁾. Erst nach dem Ausscheiden Eichhorns aus dem Ministerium und immer noch gegen den anfänglichen Widerstand Schulzes gelangte er zu einem Extraordinariat ohne Gehalt (8. Juli 1850). Allerdings folgte schon 1853 (nach Ablehnung eines Münchener Rufs) auf einstimmigen Antrag der Fakultät die ordentliche Professur. Damit war der Bonner Germanistik endlich eine Bahn eröffnet, auf der sie seither zur vollen Ebenbürtigkeit mit der von Diez geschaffenen Romanistik und selbst mit der alteingesessenen Pflege der Antike gelangt ist.

¹⁾ S. o. S. 250.

²⁾ Düntzer, bei Pick, Monatschrift II, 514.

Und wir müssen uns zugleich an die zündende Wirksamkeit eines Springer erinnern, um das Bild jener hoffnungsvollen Regsamkeit zu vervollständigen, die doch bereits während der fünfziger Jahre auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften aufzublühen begann.

Einen weithin sichtbaren Abschluß der bisher durchlaufenen Wandlungen brachte der Universität das Jahr 1860 mit dem rasch nacheinander folgenden Hinscheiden Arndts und Dahlmanns. Dem Streiter und Sänger der Befreiungskriege war es beschieden bis über das neunzigste Jahr hinaus mit voller Seele an allen Schicksalen seines Westvaterlands und seiner rheinischen Umwelt teilzunehmen. Zum Ruhestand im Sinne eines quietistischen Selbstgenügens konnte es bei dieser niemals erstarrenden, ewig beweglichen Natur überhaupt nicht kommen. Er durfte wirklich den Vergleich mit dem homerischen Nestor auf sich anwenden¹⁾; auch der Redefluß und das sehnstüchtige Fortleben mit den kraftvollen Menschen der Vergangenheit fehlten nicht. Noch 1858 setzte er seinem unvergeßlichen Herrn und Meister Stein ein kleines, aber höchst anmutiges literarisches Denkmal, das ihm freilich in seinem allerletzten Lebensjahr wegen Verunglimpfung des Marschalls Wrede eine bairische Verurteilung zu zwei Monaten Gefängnis eintrug. In Bonn rief diese gröbliche Antastung eines allen Deutschgesinnten ehrwürdigen Haupts die entrüsteten Bürger und Studenten zu einem Fackelzug auf. Während so sein Ausgang wie ehemals sein Einzug am Rhein eine übelberatene Justiz in Tätigkeit setzte, entschwanden ihm die abschließenden Monate eines an Kampf und Ehren gesättigten Daseins. Er freute sich des edlen Weines, den ihm der Prinzregent zum neunzigsten Geburtstag gesandt hatte, freute sich der Zukunftsart der damals auflebenden vlämischen Bewegung, freute sich eines herzlichen Gedankenaustausches mit Freunden wie Bunsen und Bethmann-Hollweg²⁾. Als er sich am 28. Januar 1860 zur Ruhe legte, hinterließ er der Nation die Ehrenpflicht, das Gedächtnis eines mutigsten und liebevollsten Glaubenszeugen für immer frisch zu erhalten. Ganz von selbst erhob sich sofort der Wunsch nach einem Denkmal des getreuen Wächters angesichts des von ihm verteidigten und besungenen deutschen Rheins. Für die Universitätsstadt war er schon bei Lebzeiten zu einem rechten Genius loci geworden, zu einem Wahrzeichen, das auch in den Tagen des Weltkriegs nicht vergessen worden ist. Damals aber schrieb Dahlmann: „Wirklich ist Arndt durch seine ganze wunderbare Art zu sein der allgemein verständlichste Mann im Vaterlande geworden; in seinem Lobe vereinigen sich am Ende alle hadernden kirchlichen und politischen Parteien“³⁾. Dahlmanns eigener Lebensabend ging ohne die erwärmende Teilnahme einer ganzen Volksgemeinschaft

¹⁾ Meisner-Geerds, S. 499 (Arndt an den Greifswalder Senat, 10. X. 1856).

²⁾ Ebd. S. 510, 514ff.; M. v. Bunsen, S. 175ff.

³⁾ Springer II, 432; das „hindernden“ des dortigen Wortlauts ist doch wohl ein Versehen?

zur Rüste. Still und stolz, nicht hoffnungslos, aber doch viel bitterer als Arndt ertrug der große Patriot, auf die Rolle des Zuschauers beschränkt, den unerquicklichen Gang einer deutschen und europäischen Gegenwart, die sich seinem eigenen Ideal anderer Staatsentwicklung so schlecht anpassen wollte. „Mir bleibt“, bekannte er dem Freund Gervinus, „immer der Eindruck, daß den Deutschen vornehmlich Macht nötig sei, weit mehr als Freiheit.“ Wie er dem Heidelberger Plan einer Wiederbelebung der Deutschen Zeitung skeptisch gegenüber stand, so schlug er seinen Beitritt zum Komitee für ein Steindenkmälchen rundweg ab¹⁾. Alles, was er noch zu sagen hatte, legte er in seine Vorlesungen; die letzte behandelte bezeichnenderweise die Geschichte Friedrichs des Großen, dessen Heldengestalt ihm jetzt einer lange gehegten Abneigung zum Trotz als ein Trost und Vorbild vor Augen trat. Als ihn am 5. Dezember 1860 ein sanfter Tod hinwegnahm, verlor die Universität den größten Erzieher eines kommenden Geschlechts, den sie bisher ihr eigen genannt hatte. Denn in ihm war alles bis auf die Schärpen und Ecken seines Wesens geadelt durch eine echt germanische Scheu vor der Lüge und dem Schein.

Eine neue Zeit forderte neue Männer. Seit der unheilbaren Erkrankung des Königs schien auch das herrschende System einer rückschrittlichen Unterrichtsverwaltung sich nicht länger behaupten zu können. Der Prinz von Preußen, der erst die provisorische Vertretung des Monarchen und dann die förmliche Regentschaft übernahm, stand seiner eigenen Ausbildung nach der Welt des akademischen Lebens weit ferner als sein Vorgänger, doch ohne das Mistrauen des Vaters gegen die Eigenart einer rein geistigen und nicht unmittelbar praktischen Arbeit. Vor allem glaubte der gemäßigte Liberalismus von ihm und seinem Ministerium der „neuen Ära“ einen entschiedenen Bruch mit der zur Schau getragenen Kirchlichkeit Eichhorn-Raumerschen Angedenkens erwarten zu dürfen. Mit Bethmann-Hollweg trat ein Mann an die Spitze des Kultusministeriums, dessen jüngste politische Wendung beste Gewähr gegen einen Rückfall in das zur „Umkehr der Wissenschaft“ führende Geleise zu bieten versprach. Für die rheinische Universität aber wurde zunächst die Aufhebung des Provisoriums, unter dem die Verbindung ihrer eigenen Behörde mit der obersten staatlichen Leitung gestanden hatte, zum Beginn eines kräftigen Heilverfahrens gegen die immer peinlicher empfundene Stockung ihrer Säfte. Nachdem der Gedanke, den Kurator durch einen rein akademischen Verwaltungsrat zu ersetzen, im Ministerium abgelehnt worden war, erwies sich die Führung der Kuratorialgeschäfte durch Rektor und Richter sehr bald als unzulänglich. An den jährlichen Wechsel des Oberhaupts der Korporation

¹⁾ Ebd. S. 426.

heftete sich allzuleicht eine Neigung des jeweiligen Inhabers dieser Würde sich durch Maßnahmen der Vorgänger nicht gebunden zu fühlen oder die vorübergehende Machtbefugnis wenigstens durch irgendeine kleine Neuerung zu verewigen, mochte es auch nur die Ausstattung des Professorenzimmers mit „einem harten, aber bequemen Sofa“ sein¹⁾. Nach dem Wechsel im Ministerium machten Rektor und Senat noch einmal den Versuch eine gleichzeitige Wahrung der Verwaltungsinteressen und der korporativen Selbständigkeit zu erreichen, indem sie die Wiederbesetzung des Kuratorpostens mit einem Universitätslehrer erbaten. Sie konnten sich dabei auf die vormalige Verwirklichung dieses Kompromisses durch Bethmann-Hollweg selbst berufen²⁾. Und sie bezeichneten es als die wichtigste Aufgabe des Kurators, daß die Universität in allen ihren Teilen stets frisch und lebendig erhalten werde, woraus sich ganz folgerichtig sein tatkräftiges Mitwirken nicht nur in der streng geschäftlichen Sphäre, sondern auch an der Ergänzung des Lehrkörpers ergeben mußte. Nach beiden Seiten hin ist der Vertrauensmann, dem die Regierung nunmehr das wichtige Bonner Amt überwies, seinen Pflichten vollauf und mit der größten Energie gerecht geworden. Freilich war es kein Professor, auch kein einheimischer Vertreter der preußischen Bürokratie, sondern ein erprobter Politiker, der seinerzeit jahrelang die Regentschaft der nordelbischen Herzogtümer geführt hatte. In ganz anderem Sinn als ehemals Rehfuës hätte er von seiner Schulung durch eine prokonsuläre Gewalt sprechen können, wenn solche Vergleiche nicht seiner ganzen Art fremd gewesen wären. Aber das Gebieterische, das dem vielgewandten schwäbischen Vorgänger zur zweiten Natur geworden war, besaß auch er im hohen Maß, ohne dabei durch unruhigen Ehrgeiz in seinem gradlinigen Gang gestört zu werden. Wilhelm Hartwig Beseler, 1806 im Oldenburgischen geboren, aber seit seinem dritten Jahr in Schleswig-Holstein aufgewachsen³⁾, sah sich schon als junger Advokat in die Unabhängigkeitsbewegung gegen das Dänenregiment hineingezogen, die ihn schließlich 1848 bis zur anerkannten Führerschaft emportrug. Aus dem Frankfurter Parlament, dem er mit seinem Bruder, dem berühmten Germanisten, angehörte, kehrte er, vom Reichsverweser zum Statthalter ernannt, bald wieder in seine Heimat zurück, um die tragische Entwicklung ihres Schicksals bis zu ihrer völligen Preisgabe durch die deutschen Großmächte an vorderster Stelle mit zu durchleben. Noch im Januar 1851 stimmte er als der einzige im Staatsrat für bewaffneten Widerstand gegen die von Preußen und Österreich zugunsten Dänemarks angedrohte Bundesexekution. Hatte doch bereits der angehende Jurist einem alten Kollegen seinen

¹⁾ Springer, Leben, S. 253f.

²⁾ B. U. A. 6.

³⁾ Durch die Güte der Familie ist mir die Benutzung der als MS. gedruckten Gedächtnisschrift: W. H. Beseler, Ein Lebensbild seines Vaters gezeichnet von Otto Beseler (Braunschweig 1914) ermöglicht worden. Der briefliche Nachlaß ist leider durch letztwillige Bestimmung der Veröffentlichung entzogen.

Wahlspruch entgegengehalten: „Wer Gott vertraut, brav um sich haut, der hat auf keinen Sand gebaut¹⁾“. Als ein politisch Besiegter fuhr er fort gleich seinem verehrten Lehrer Dahlmann „an die Sonne zu glauben, wie dick auch das Gewölk sein möge, welches sie unserem schwachen Auge verbirgt“²⁾. Nach einer Wartezeit in Braunschweig und dann in Heidelberg, wo er mit Freunden wie Häusser, Gervinus, Gagern, Mohl zusammentraf, brachte ihn zuerst der Minister Graf Schwerin für den Bonner Posten in Vorschlag (November 1860). Der Prinzregent von Preußen gab seine „herzliche Zustimmung“; er freute sich damit eine Ehrenschuld Preußens gegen den hochverdienten Mann abzutragen³⁾.

Weniger glatt sollten die ersten Zeiten seiner langen Amtstätigkeit verlaufen. Indem der Kurator ohne jedes Zögern an die Ausbesserung der zahlreichen Fakultätschäden ging, hatte er von vornherein mit einer akademischen Opposition zu rechnen, die sich zum Teil aus der allmählichen Gewöhnung an eine trotz aller Klagen liebgewordenen Autonomie ergab, aber doch auch durch das persönliche Auftreten des neuen Herrn verschärft wurde⁴⁾. Denn ein unverkennbares Herrenbewußtsein, das dem nordalbingischen Stamm kraft seiner historischen Entwicklung eignete, verband sich hier mit dem Überlegenheitsgefühl eines in großen Kämpfen und Entscheidungen ausgereiften Politikers. Beseler, auch äußerlich wie Dahlmann eine imponierende, aber eher abweisende als gewinnende Erscheinung, mußte auf rheinischem Boden und gegenüber einer hochangesehenen Gelehrtenkorporation vollends als ein fremdes und unbequemes Element wirken, je offener er seinen Willen zur Hebung einer im Sinken begriffenen Anstalt kundgab. Kurz vor seiner Ernennung hatte man in Berlin daran gedacht, seinem Landsmann und Neffen Otto Jahn, der dort 1858/59 Rektorat und Kuratorium verwaltet hatte, das letztere Amt dauernd zu übertragen, doch sträubte sich die Natur des Forschers und Lehrers gegen jede bindende Einfügung in die „Beamtenhierarchie“⁵⁾. Die Schleswig-Holsteiner, damals gerade durch das schwere Verhängnis ihrer neuesten Geschichte von einer allgemeinen Sympathie umhegt, begannen im preußischen Universitätswesen einen maßgebenden Platz zu gewinnen. Wenn schon früher der Berliner Philosoph Trendelenburg, ein Gegner Hegels, ohne ins Ministerium gezogen zu werden, als ein mächtiger Berater und Begutachter gewirkt hatten, so trat jetzt (1858) der Orientalist Justus Olshausen an die Stelle Johannes Schulzes. Georg Beseler, Wilhelms jüngerer Bruder, wurde 1859 an die Berliner Universität berufen; Olshausens Wunsch, auch seinen nahen Freund Jahn dorthin zu bringen (1859), ging allerdings nicht in Erfüllung⁶⁾. Ebenso bemühte sich

¹⁾ W. H. Beseler, S. 9, 77.

²⁾ Dahlmann an die Statthalterschaft, 28. XII. 1850, ebd. S. 83f.

³⁾ Ebd. S. 94f.

⁴⁾ Springer, Leben, S. 254.

⁵⁾ O. Jahn, S. 39, 176.

⁶⁾ Ebd. S. 173ff.

der Bonner Kurator vergebens um eine Berufung Theodor Mommsens an die rheinische Universität. Dieser Plan bildete nur einen Teil der Reformgedanken, mit denen er sich angesichts des von ihm klar erkannten verbesserungsbedürftigen Zustands der Hochschule trug. Wir kennen bereits sein unerbittliches Urteil über die evangelisch-theologische Fakultät nach Ritschls Abgang und sein fruchtloses Eintreten für einen Nachfolger wie Holtzmann. Seine volle Kraft aber setzte er ein, um der Geschichtswissenschaft die Gefahr eines Herabsinkens nach Dahlmanns Tod fernzuhalten. Seine Berichte über diese Lebensfrage an Bethmann-Hollweg sind das beste Zeugnis für die großartige und selbständige Auffassung, die er dem höchsten Ziel der rheinischen Gründung, „einen Hort des deutschen Geistes an der preußischen und deutschen Westgrenze“ zu schaffen, entgegenbrachte. Bonn als die einzige Universität auf dem linken Rheinufer, so führte er am 11. Februar 1861 aus¹⁾, könne die ausgezeichnetsten Vertreter derjenigen Disziplinen nicht entbehren, „die vorzugsweise dazu berufen sind, die studierende Jugend zum richtigen Verständnis und zur lebendigen Auffassung unserer staatlichen und volkstümlichen Verhältnisse zu führen, die Vaterlandsliebe zu wecken und in richtige Bahnen zu leiten, dem mehr und mehr um sich greifenden nackten Materialismus unserer Zeit einen Damm entgegenzusetzen. Wie sehr dies gerade für die Rheinlande Not tue, sei dem Minister aus vieljähriger Erfahrung bekannt. „Die frühere politische Zerrissenheit dieses Landstrichs (?), die lange französische Okkupation desselben habe das bewegliche und intelligente, aber vorzugsweise auf das unmittelbar Nützliche gerichtete Naturell der Bewohner desselben einem politischen Indifferentismus zugeführt, „den ich nicht anklagen und ins Schwarze malen will, dessen Vorhandensein aber kein unbefangener Beobachter verkennen kann.“ Deshalb müssen die Lehrstühle der Geschichte und der Staatswissenschaften mit Männern besetzt worden, die nicht nur durch ihre wissenschaftliche Bedeutung, sondern auch nach ihrer ganzen Persönlichkeit „als würdige Vorbilder und Leiter in der geschichtlichen Betrachtung der menschlichen Dinge“ auf die Jugend zu wirken vermögen. Wir sehen, wie Beseler die von den Gründern der Hochschule gestellte nationale Aufgabe noch keineswegs für gelöst ansieht und schon darum durchaus für die Gewinnung einer Kraft ersten Ranges aus den Reihen der sogenannten politischen Historiker eintritt. In keiner Zeit ist ja wohl Ranke weniger gelesen worden als damals²⁾.

Die Fakultät, mit der sich der Kurator verständigt hatte, bekannte sich bezüglich des Dahlmannschen Erbes ganz zu der gleichen Ansicht. Auf seine Frage, weshalb sie den Berliner Max Duncker nicht genannt habe, erwiderte sie, man höre, daß dessen Ernennung vom Ministerium beabsichtigt sei. Für

¹⁾ B. Kur. 1^o 3 Bd. XXV.

²⁾ Vgl. Below, Geschichtschreibung, S. 58; Lenz II 2, 318f.

den Fall seiner Ablehnung aber habe man sich die Vorschlagsbefugnis nicht schmälern lassen wollen. Man hatte sogar zwei Listen zusammengestellt, zunächst „die drei ersten Historiker Deutschlands“, Sybel, Häusser und Waitz, wenn keiner von diesen zu gewinnen sei, Wegele, Nitzsch und Pauli. Von den letzteren war Wegele schon früher für die katholische Geschichtsprofessur ins Auge gefaßt worden, Nitzsch ein begeisterter Adept der Niebuhrschen Geschichtsbetrachtung. Reinhold Pauli, ein Schüler Löbells, hatte sich als Privatsekretär Bunsens ganz in England eingelebt und nach dem Zwischenspiel eines kurzen Bonner Dozententums (1855/56) dem vom König Maximilian II. in München versammelten Kreis nichtbairischer Gelehrter angehört. Beseler begleitete diese Vorschläge bei aller Anerkennung der Leistungen, namentlich des schulebildenden Wirkens von Sybel und Waitz, mit einer besonders warmen Befürwortung seines Freundes Häusser. An vaterländischer Gesinnung und „Auffassung der Entwicklungsphase des deutschen politischen Lebens“ von heute ständen alle drei einander gleich, aber bei Häusser verbinde sich hoher sittlicher Ernst und staatsmännischer Blick mit einem so glänzenden Erfolg der literarischen und akademischen Tätigkeit, daß man seine Vorlesungen als die ersten in Deutschland und ihn als den gegebenen Mann für die Bonner Verhältnisse bezeichnen dürfe. Bald darauf ergänzte der Kurator diese dringenden Ratschläge durch eine weitere bedeutsame Anregung, deren Verwirklichung zusammen mit der Neubesetzung der rein historischen Professur zweifellos die rheinische Universität mit einem Schlag zum vornehmsten deutschen Mittelpunkt der historischen Studien erhoben hätte. Theodor Mommsen, 1858 an die Berliner Akademie berufen, hegte den Wunsch nach Jahren einer ausschließlichen Forscher- und Editorenarbeit wieder in die akademische Tätigkeit zu treten. Indem Beseler hierauf seinen Antrag begründete und nachmals dahin erweiterte, daß der geniale Verfasser der römischen Geschichte neben dem philosophischen Ordinariat auch eine Honorarprofessur in der juristischen Fakultät bekleiden sollte (27. V. 1861)¹⁾, kam er noch einmal und zwar mit einer in Leidenschaft umschlagenden Energie auf den ursprünglichen und bisher noch nicht erreichten Zweck der rheinischen Universität zurück. Bei aller Anerkennung ihres vielfach segensreichen und durch den Ruhm ausgezeichneten Lehrer bekräftigten Wirkens kam er doch zu dem wenig tröstlichen Ergebnis, „daß im großen und ganzen ihr Einfluß auf die Rheinlande in fast erschreckender Weise gering gewesen“ sei. Als Ursachen ihrer offenkundigen Stagnation nannte er ohne jede Beschönigung „Zunftgeist, Klikenwesen, gelehrte sich abschließende Anmaßung, Hochmut, kleinbürgerliche und peinliche Berechnung des eigenen Vorteils sowie in nicht geringem Maß Unbedeutendheit und Altersschwäche“. Das hier aufgestellte Sündenregister des Professorentums konnte kaum noch

¹⁾ B. Kur. a. a. O.

verlängert oder verschärft werden. Aus der Heftigkeit der Anklage spricht deutlich genug eine starke Gereiztheit, in die der hohe Beamte gleich durch die ersten Erfahrungen mit seinen Schutzbefohlenen versetzt worden war. Die von ihm gerügte Einseitigkeit einer streng wissenschaftlichen Schulung trifft natürlich vor allem den augenblicklich führenden Mann der Universität, den streitbaren Philologen Ritschl. Dagegen durfte sich der Kurator im Recht fühlen, wenn er die vorhandenen bedeutenden Kräfte für nicht ausreichend erklärte, um das Ganze „aus einer gewissen Erstarrung zu erwecken“ und mit einer Neubelebung „im edelsten und größten Stile“ zu durchsetzen.

MommSENS Wegberufung wurde durch Verleihung eines Berliner Ordinariats von der Hauptstadt abgewendet¹⁾. Und die Nachfolge Dahlmanns hatte Bethmann-Hollweg allerdings bereits (2. III. 1861) Max Duncker angeboten, der neben und über seiner wissenschaftlichen Arbeit im höheren politischen Dienst der neuen Ära stand. Sein Hauptwerk, eine groß angelegte Geschichte des Altertums, entbehrte eines unmittelbaren Zusammenhangs mit dem sowohl von Beseler wie von der Fakultät angestrebten Ziel, dagegen würde ihm eine Vertrautheit mit den Absichten und Wegen der neuesten preußischen Staatsleitung, wie sie kaum einem anderen Fachgenossen zugänglich war, wohl befähigt haben auf eine engere Verbindung des akademischen Betriebs seiner Wissenschaft mit der lebendigen Gegenwart hinzuarbeiten. Wenn Sybel, Häusser und Waitz erprobte Achtundvierziger waren, so mußte auch Duncker zu den entschiedenen „Gothaern“ gerechnet werden, nur daß bei ihm naturgemäß das rein preußische Element stärker zutage trat. Ob er sich auch im Westen heimisch gemacht und die Abneigung der Fakultät gegen eine ausschließlich ministerielle Kandidatur überwunden hätte, steht dahin. Jedenfalls lebten nach dem Urteil seines Biographen Haym zwei Seelen in ihm, die des Politikers und die des Gelehrten²⁾. Als sich ihm die Aussicht bot, statt der Bonner Berufung von seinem bisherigen Dienst für die Regierungspresse enthoben und als ständiger Berater des Kronprinzen in eine wirklich bedeutende Stellung versetzt zu werden, folgte er seiner innersten Neigung. Geschichte machen stand ihm, wie er früher einmal gesagt hatte, höher als Geschichte schreiben³⁾. Dies galt eigentlich ebenso für den von der Fakultät an erster Stelle Vorgesprochenen, denn Heinrich von Sybel hatte vor, während und nach der großen deutschen Bewegung die Kämpfe und Hoffnungen der Nation nicht nur mit dem Bedürfnis des historischen Verstehens, sondern mit dem lebhaften Wunsch des Mithandelns durchgemacht. Und eben jetzt war er kraft des Vertrauensverhältnisses, das ihm König Maximilian II. einräumte, darangegangen, die Jahre seiner Münchner Professur (1856—1861) als „gemäßigter Whig“

¹⁾ Lenz II 2, 331.

²⁾ R. Haym, Das Leben M. Dunczers (Berl. 1891), S. 175.

³⁾ Ebd. S. 237ff.; A. D. B.

so zielbewußt für die Stärkung seiner deutschen Zukunftsideale und für die Schwächung der in Baiern angebauten Triasidee auszunützen, daß der Grimm der Nativisten sich schließlich (1860) in dem Stoßseufzer Luft machte: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Sybel¹⁾.“ Die uralte Forderung, daß der wahre Geschichtschreiber Staatskundiger und Staatsmann sein müsse, stand ihm nicht minder fest wie seinem großen Bonner Vorgänger. Bei der Rückkehr in seine Heimat und an die erste Stätte seiner akademischen Tätigkeit besaß er in vollem Maß den gegründeten Ruf einer auf dem Katheder wie in der wissenschaftlichen Produktion und Organisation erfolgreichen Schaffenskraft. Seine größte historiographische Leistung, die „Geschichte der französischen Revolutionszeit“, lag seit 1858 bis zum Basler Frieden abgeschlossen vor. Man darf sich vergegenwärtigen, daß beinahe gleichzeitig das gewaltige Werk Mommsens (1856), Häussers deutsche Geschichte (1857) und Droysens Geschichte der preußischen Politik (seit 1855) vor die Öffentlichkeit getreten waren. Sybels Revolution verdankte ihre Entstehung ursprünglich dem Bedürfnis des Verfassers, sich mit den sozialistischen Tendenzen von 1848 auseinanderzusetzen; aus der geplanten Broschüre wurde eine Polemik gegen die wuchernde französische Legende von 1789, die sich endlich zu einem historischen Umbau und Neubau höchsten Stils ausgestalten sollte. Unmittelbar darauf kehrte Sybel zu seinen mittelalterlichen Studien zurück, um sich aus der Rüstkammer der deutschen Vergangenheit Waffen für den Gegenwartskampf zu holen. Noch in München hatte er, während er mit Duncker und dem jungen Hermann Baumgarten die Überleitung der preußischen Politik in das Fahrwasser des kleindeutschen Programms zu fördern suchte, in einer Akademie-rede (1859) gegen Giesebrechts romantische Verherrlichung der alten deutschen Kaiserzeit Protest erhoben. Die erste Schrift, die er in Bonn veröffentlichte, war eine Erweiterung dieser Rede. In seinem berühmten Streit mit Julius Ficker über die italienische Politik der Ottonen, Salier und Staufer suchte er tatsächlich die den Augenblick beherrschende Fehde des kleindeutschen und großdeutschen Glaubensbekenntnisses zum Austrag zu bringen²⁾. Inzwischen wurde der Bonner Historiker selbst unweigerlich von dem Eingreifen des rheinischen Liberalismus in die innere Krisis des preußischen Verfassungslebens angezogen und auf Jahre hinaus unter die Führer einer Opposition versetzt, deren Leidenschaftlichkeit über das ihm sonst eigene Maß der politischen Fechtweise weit hinausging. Gleich im November 1861 hatten ihn seine einheimischen Gesinnungsgenossen mit einer glänzenden Ehrung in Köln begrüßt und auf den Schild gehoben. Wie ein Prophetenwort wirkte sein überzeugter Ausspruch, „daß es so sicher, wie die Ströme seewärts fließen, zu einem engeren deutschen Bunde unter Leitung seines stärksten Mitgliedes kommen werde“³⁾.

¹⁾ Varrentrapp, H. von Sybel (Sybel, Vorträge) S. 101.

²⁾ Ebd. S. 93ff.; G. von Below, Der deutsche Staat des Mittelalters; Fueter, S. 539.

³⁾ Varrentrapp, S. 107f.

Indem so von vornherein die Autorität eines Dahlmann auf ihn überzugehen schien, gewann er zugleich als geborener Rheinländer eine natürliche Fühlung mit dem Großbürgertum der Provinz, wie sie dem Vorgänger nicht zur Verfügung gestanden hatte. Seine enge Befreundung mit Mevissen sollte nachmals nicht nur politische, sondern auch wissenschaftliche Früchte tragen¹⁾. Wie bedeutsam er als Abgeordneter für Krefeld in der parlamentarischen Entwicklung der Konfliktsperiode mitgearbeitet hat, kann hier nicht näher verfolgt werden. Daß er trotz eines vollen Verständnisses für die Notwendigkeit der königlichen Heeresreform doch schließlich in den schärfsten Gegensatz zu den Wegen des Ministeriums Bismarck getrieben wurde, steigerte seine Popularität ins Ungemessene. Bei dem großen Kölner Oppositionsfest am 18. Juli 1863 war er an der Seite des roten Becker der eigentliche „Held des Tages“. Nur der Zufall einer Erkrankung hinderte ihn, wie er später urteilte, „an weiterer Blamage“²⁾. Aber er gehörte zu den ersten, die sich davon überzeugen ließen, daß der verrufene Machiavellismus des führenden preußischen Staatsmanns tatsächlich doch im Dienst einer nationalen Zukunft stand. Und die unfreiwillige politische Muße schuf ihm wieder Gelegenheit einem weiteren Ausbau seiner akademischen und wissenschaftlichen Stellung zu leben.

Nur ungern und zögernd hatte er seine große Münchener Wirksamkeit abgebrochen. Eben waren die historische Kommission und die historische Zeitschrift ins Dasein getreten. Erst die sichere Erkenntnis, daß der König ihn gegenüber den wachsenden Anfeindungen nicht halten werde, konnte ihn dazu bestimmen sich in die engeren Bonner Verhältnisse zurückzuziehen. Freilich war hier die Dahlmannsche Tradition noch nicht abgerissen; auch der neue Vertreter der bevorzugten Wissenschaft sah sich von Hunderten umgeben, als er seine „mit mancher politischen Anspielung gewürzten“ Vorträge begann³⁾. Die Macht der Rede war nicht ursprünglich in seiner Natur gelegen wie bei einem Kinkel oder Springer, sondern allmählich und vielleicht noch mehr durch die Anforderungen an den Parlamentarier in ihm entwickelt worden. Das schwer Sententiöse des Dahlmannschen Ausdrucks lag ihm fern; bei aller Lebhaftigkeit des Empfindens überwog doch stets in seiner Art sich mitzuteilen eine eher nüchterne Klarheit und die Scheu vor jeder Übertreibung. Erscheinung und Auftreten hatten etwas ungesucht Vornehmes. Man mochte sich an ein Regentenbild des alten städtischen Patriziats erinnert fühlen. Weit mehr als sein Vorgänger war er darauf bedacht, den Betrieb seiner Fachwissenschaft in einen geregelten und der modernen Erziehung zu strenger Methode angepaßten Gang zu bringen. An die Stelle der bisher von einzelnen Dozenten

¹⁾ Hansen, Mevissen I, 740f., 836ff.

²⁾ Varrentrapp, S. 117.

³⁾ E. Förster-Nietzsche, Leben Nietzsches I, 202 (Nietzsche, 10. XI. 1864).

frei veranstalteten Gesellschaften oder Übungen trat durch ihn das historische Seminar als eine feste Institution. Daneben kam durch den Tod des greisen Löbell († 12. VII. 1863) noch einmal die Frage einer Vollbesetzung der jetzt vorhandenen drei historischen Ordinariate in Fluß, wobei zuletzt das Bedürfnis nach einer besonderen Vertretung der alten Geschichte als einer selbständigen Disziplin in den Vordergrund rückte. Sie war immer noch von den Zeiten der Universalgeschichte her unter die Verpflichtungen eines jeden historischen Dozenten gerechnet worden, aber gegenüber dem wachsenden Interesse an Mittelalter und Neuzeit mehr und mehr zu kurz gekommen. Eben erst hatte Duncker den Versuch gemacht auf Grund eines bereicherten und vertieften Wissens von der Antike, auch von den orientalischen Mittelmeervölkern, eine große zusammenfassende Darstellung der alten Welt zu geben. Und Mommsens Genius war auf den Bahnen Niebuhrs zu einer ganz neuen Einstellung des vorchristlichen Geschichtsverlaufs in das Ganze unserer historischen Betrachtung gelangt, zu einer Wiederbelebung der Vergangenheit, die vor dem ausgiebigsten Gebrauch der Analogie zu der Entwicklung und Erfahrung der Gegenwart nicht zurückscheute. Auch Sybel hatte sich längere Zeit mit dem Gedanken getragen, seine beste Kraft der römischen Kaiserzeit zuzuwenden. Wir kennen bereits die früheren Schicksale der altgeschichtlichen Vorlesungen an der rheinischen Universität. Jetzt richtete (16. V. 1862) der Kurator an den Minister die Bitte um Errichtung eines Extraordinariats für diesen Zweig der historischen Wissenschaft. Von den Ordinarien hatten Löbell und Kampschulte die Vertretung abgelehnt; Sybel war für die Landtagsverhandlungen beurlaubt. Die Vorschläge Löbells bezeichneten Kurt Wachsmuth, Alfred von Gutschmid und Müller. Der Zweitgenannte, der 1851 mit seinem Jugendfreund Treitschke nach Bonn gezogen war, hatte hier gleichfalls unvergeßliche Eindrücke bei Dahmann empfangen und genoß mit seiner vollen Beherrschung der klassischen Philologie wie der orientalischen Geschichtsquellen namentlich seit einem siegreichen Feldzug gegen Bunsens Unwissenschaftlichkeit ein zugleich gefürchtetes Ansehen. Mit dem Ableben Löbells verschob sich die Sache wieder zuungunsten einer Spezialprofessur, obwohl auch Sybel sich auf mittlere und neuere Geschichte zu beschränken wünschte. Ein Teil der Fakultät hielt die noch besetzten zwei historischen Ordinariate für ausreichend, doch kam es schließlich (18. III. 1864) zur Nennung von Schäfer, Wattenbach und Gutschmid für den freigewordenen Lehrstuhl. Der Minister griff nach Anregung Beselers noch einmal auf den Plan eines Extraordinariats für griechische und römische Geschichte zurück, aber Wachsmuth, den man ins Auge faßte, wollte sich damit nicht mehr begnügen, sondern ging nach Marburg¹⁾. So wurde im Januar 1868 der damalige Greifswalder Ordinarius Arnold Dietrich Schäfer

¹⁾ Beseler an die Fak., 5. IX. 1864 (B. Kur. a. a. O.).

(geboren 1829) ernannt¹⁾, zugleich als Ersatz für Löbell und zur Versorgung der alten Geschichte, die ihm nach ihrer Ablehnung durch die Fachkollegen von selbst zufiel¹⁾). Kraft einer sorgfältigen philologischen Ausbildung vermochte er dieser Anforderung vollkommen gerecht zu werden, ohne darüber die eindringende und fruchtbare Arbeit an seiner Geschichte des siebenjährigen Kriegs zu vernachlässigen. Seine ausgesprochene Lehrbegabung kam namentlich auch dem von Sybel eingerichteten Seminarbetrieb zugute; gerade hiefür brachte er schon von Greifswald eine wertvolle Erfahrung mit. Der herrschenden Richtung der politischen Geschichtsbetrachtung fügte er sich ohne jede Störung ein.

Hier war aber Sybel zu einer Führerstellung gelangt, die selbst das Ansehen seines Altersgenossen und Mitkämpfers Häusser überragte. Die wirkliche Popularität des Heidelberger Historikers, der den breiten Schichten des liberalen und nationalen Bürgertums so ganz nach dem Herzen sprach, blieb freilich dem minder leicht zugänglichen und weit mehr sozial interessierten Norddeutschen versagt²⁾. Sybels historischer „Realismus“ erscheint doch mit dem starken Bedürfnis nach einem fest umschriebenen Programm durchsetzt. Schon in seiner Marburger Rede von 1856 über den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung hatte er sich selbst und anderen hierüber Rechenschaft abgelegt und der gute Staat kommt auch bei ihm schließlich wieder zum Vorschein. Neben dem kleindeutschen Zukunftsglauben kennzeichnet eine gleichfalls an Dahlmann gemahnende Vorliebe für die politische Entwicklung Englands den Kreis von jüngeren Historikern, die sich unter seiner Ägide schon in München und dann in Bonn heranbildeten. Es war ein der Rankeschen Objektivität entwachsenes Geschlecht, bereit mit heiligem Eifer und heißem Blut an die erzieherische Aufgabe ihrer Wissenschaft zu gehen. Zwei von ihnen, Karl Maurenbrecher (geboren 1838) und Karl von Noorden (geboren 1833), sollten nachmals selbst als Nachfolger des Meisters auf seinem hiesigen Lehrstuhl wirken. Beide waren geborene Bonner, Maurenbrecher, der Sohn des Juristen, rheinischer Herkunft, Noorden, der Abkömmling eines friesischen Geschlechts, aus der norddeutschen Kolonie der Universitätsstadt. Mit seinem Vater, einem hochgebildeten preußischen Offizier, hatte er zu den ersten Hörern Springers gezählt³⁾. Seine reiche und vielseitige Begabung fand erst allmählich, nach rascher Abkehr von der Jurisprudenz und nach sprachwissenschaftlichen Studien bei Lassen und Renan, durch Ranke ihren entscheidenden Anschluß an historische Schulung und Forschung. Auch nachdem

¹⁾ A. D. B. XXX (Asbach); über Schäfers Seminar, dem H. Delbrück, M. Lenz und K. Bücher angehört haben; vgl. K. Bücher, Lebenserinnerungen I (Tübingen 1919), 122.

²⁾ Vgl. Fueter, S. 532f., 540f.

³⁾ C. von Noorden, *Histor. Vorträge*, herausgeg. von Maurenbrecher (Leipzig 1884), S. 3*; Springer, *Leben*, S. 205.

ihn ein enger Verkehr mit Sybel ganz an seine künftige Lebensaufgabe gefesselt hatte, huldigte er noch als eifriger Musikschriftsteller und heimlicher Dichter seinen starken künstlerischen Neigungen. Mit dem jüngeren Maurenbrecher, der sich bereits in München an Sybel angeschlossen hatte und gleich nach seiner Bonner Habilitation (1862) für die historische Kommission in Simancas arbeitete, verband ihn eine niemals versagende „Waffenbrüderschaft“ im Dienst der politischen Historie¹⁾. Die feste Zusammengehörigkeit der Sybelschen Gefolgschaft, zu der außerdem eine Zeit lang der früh verstorbene Theodor Bernhardt (habilitiert 1863), Kurt Wachsmuth, Meyer von Knorau, Heinrich Nissen und seit 1864 der ursprünglich bei Waitz geschulte Braunschweiger Konrad Varrentrapp (habilitiert 1868) zu rechnen sind, brachte sich rasch genug vor der Öffentlichkeit zur Geltung. Ein Zug zur Polemik, der an den Vorgang ihres hochverehrten Meisters anknüpfen konnte, lag ihnen sozusagen im Blut und äußerte sich nach verschiedenen Seiten hin. Der Gegensatz zu Waitz und seiner Schule hielt sich zuerst ganz auf dem Gebiet eines wissenschaftlichen Antagonismus, aber andere scharfe Auseinandersetzungen rückten die streitbare Begeisterung der eingeschworenen „Gothaer“ für ihre deutschen Ideale in das hellste Licht. Ihr Liberalismus, durchaus nicht demokratisch, war durch ein spezifisch preußisches Empfinden bedingt, wie es bei Dahlmann und Häusser nicht von Haus aus vorhanden war. Während Sybel selbst seine Fehde mit Ficker ausfocht, trat der alte Löbell gegen Gervinus und dessen Apotheose Schlossers auf den Kampfplatz (1862), von Noorden in der historischen Zeitschrift unterstützt. Noch deckten sich beide mit der Anonymität ihrer kritischen Auslassungen, aber in einem Nachruf auf Löbell (1864) übernahm Noorden, inzwischen (1863) habilitiert, ohne diese Verhüllung und mit rücksichtsloser Entschiedenheit die Anwaltschaft der ihm zur Sache der Wahrheit gewordenen Geschichtsauffassung²⁾. Dabei kam aber bereits als Hauptgegner der Ultramontanismus in die erste Linie zu stehen.

Wir wissen, daß bei der Errichtung einer katholischen Geschichtsprofessur die Fakultät ihrer Opposition keinen nachhaltigen Ausdruck verliehen hatte. Als sie (27. XII. 1853) ihre Vorschläge für den Ersatz Aschbachs einreichte, hatte sie sich die von Dahlmann aufgestellte Kandidatenliste (Wegele, Ficker, Cornelius) angeeignet, ohne auf die sehr wenig glücklichen Abänderungsvorschläge Löbells (Sötl in München und Tophoff in Essen) einzugehen. Der Baier Franz Xaver Wegele, damals Dozent in Jena, erschien von vornherein der streng kirchlichen Richtung und auch der katholischen Abteilung im Ministerium als bloßer Namenkatholik³⁾. Dagegen konnte der Westfale Julius Ficker (geboren 1826 zu Paderborn) um so mehr für einen geeigneten Bewerber

¹⁾ So Maurenbrecher (Noorden a. a. O. S. 7*f., 16*f.).

²⁾ Ebd. S. 9*f., 17*ff.

³⁾ So Floß bei J. Jung, Ficker (Innsbr. 1907), S. 188, 191.

gelten, da er, als Bonner Student von der Jurisprudenz zum Geschichtsstudium übergetreten, von Dahlmann angeregt und durch Aschbach auf Böhmer hingewiesen, sich im gleichen Jahr 1851 mit O. Abel habilitiert und mit diesem eine übrigens ganz freundschaftlich gehaltene akademische Konkurrenz eröffnet hatte. Aber schon 1852 war er als Ordinarius nach Innsbruck berufen worden und er sträubte sich gegen den Gedanken der neuen Heimat, die dem überzeugten Großdeutschen sympathisch sein mußte, gleich wieder den Rücken zu kehren. Besonders verstimmend wirkte auf ihn, daß man in Berlin zuerst noch einmal an die alte Auskunft gedacht hatte, mit einem katholischen Extraordinariat durchzukommen¹⁾. Wie vorsichtig auch das Ministerium Raumer mit der von ihm selbst geschaffenen katholischen Geschichtsprofessur umging, zeigte die Ablehnung eines Kandidaten wie Max von Gagern, der damals gern in die frühere akademische Tätigkeit zurückgekehrt wäre, aber in Bonn als Konvertit auf die unerbittliche Gegnerschaft Dahlmanns stieß. So gelangte das vielumstrittene Ordinariat an den Rheinländer Karl Adolf Cornelius. Er hatte nach seiner Bonner und Berliner Ausbildung zuerst im Gymnasialdienst und dann als Geschichtslehrer in Braunsberg gewirkt, im Frankfurter Parlament der katholischen Fraktion angehört und sich endlich 1852 in Breslau habilitiert. Auch er trug zunächst Bedenken seine dortige Stellung für Bonn aufzugeben²⁾. Seine Ernennung zum Ordinarius (1855) brachte der rheinischen Universität den Zuwachs einer hervorragenden Kraft, die nicht nur für den Kathedervortrag wie geschaffen erschien, sondern auch mit dem gleichen feurigen Temperament an ihre ernsthafte Forschungsarbeit ging. Aber schon 1856 folgte Cornelius einem Ruf nach München; dort trat er unter die ersten Mitglieder und Förderer der historischen Kommission und wußte für sein der Reformation und Gegenreformation gewidmetes Lebenswerk einen auserlesenen Kreis von katholischen Trägern der Geschichtswissenschaft an sich zu fesseln³⁾. Durch seinen Abgang wurde die Bonner Besetzungsfrage sofort wieder zu einer brennenden. An Ficker war nach seiner für Österreich gefallenen Entscheidung kaum mehr zu denken. Sein vertrauter Freund Junkmann, ein alter Bonner, der als Nachfolger von Cornelius für Breslau ernannt worden war, galt für ausgesprochen ultramontan⁴⁾. Die neuen Vorschläge der Fakultät gingen auf Contzen, Springer und Johannes Janssen⁵⁾. Von dieser etwas seltsamen Zusammenstellung war der Erstgenannte, M. Th. Contzen aus Münster, Professor in Würzburg und Verfasser einer Geschichte Baierns, jedenfalls der unbedeutendste. Johannes Janssen (geboren 1829 zu Xanten), in Münster bei Grauert und dann in Bonn bei

¹⁾ Ebd. S. 189 A. 4.

²⁾ Vgl. Min. an Fak., 16. VI. 1854 (B. F. A.).

³⁾ Cornelius, Jung 197 A. 3.

⁴⁾ Jung, S. 54f., 68, 198; Festschrift Breslau II, 365.

⁵⁾ B. F. A.; hienach Jung, S. 197 („es kam zu keinem rechten Vorschlag“) zu berichtigen; vgl. 198 A. 1.

Dahlmann und Aschbach historisch vorbereitet, hatte 1854 nach seiner münsterischen Habilitation eine Geschichtsprofessur am Frankfurter Gymnasium übernommen und stand unter dem wissenschaftlichen Einfluß Böhmers, ohne jedoch dessen antipreußische Richtung zu teilen. Seine zugleich konfessionell und national orientierte Romantik hätte sich auf dem rheinischen Heimatboden sicherlich besonders leicht einleben können¹⁾; bald nachher veranlaßte ihn die politische Erregung seit 1859 zu der patriotischen Schrift über Frankreichs Rheingelüste (1861). Springer aber, der seine neuere Geschichte Österreichs, wie er selbst sagt, als „ein Vermächtnis Dahlmanns“ in Angriff nahm²⁾, vermochte damals diesen stattlichen Nachweis seines Berufs zum Historiker noch nicht vorzulegen. Er gehörte doch ganz überwiegend der Kunstgeschichte und war seiner Kirche innerlich längst entfremdet. Vor allem stand seiner Beförderung die bekannte Ungunst des Ministeriums Raumer im Weg, deren Nachwirkung ihn noch bis in die neue Ära hinüber verfolgte³⁾. Inzwischen war man in Berlin auf einen jungen Fachgenossen und Freund von Cornelius aufmerksam geworden, der sich 1857 mit Rücksicht auf die schwebende Besetzung der katholischen Professur in Bonn habilitiert hatte. Der Westfale Friedrich Wilhelm Kampschulte (geboren 1831), ursprünglich zum Theologen bestimmt, aber in Berlin durch Ranke endgültig für die Historie gewonnen, war bereits in die reformationsgeschichtliche Arbeit eingetreten, die fortan seine wissenschaftliche Tätigkeit beherrschen sollte. Nachdem die Fakultät sich auf wiederholte Anfragen des Ministeriums geweigert hatte über die Befähigung ihres neuen Dozenten ein Urteil abzugeben, wurde er unter ihrem Protest zum Extraordinarius (22. V. 1858) und wenige Jahre nachher (31. VII. 1861) zum ordentlichen Professor ernannt. Diese letztere Beförderung hatte Beseler als eine noch von Dahlmann (gegen Löbell) empfohlene auf das wärmste befürwortet, obwohl die Fakultät sie nicht anregte. Er betonte den „Grundsatz“, daß, „um so entschiedener man etwaige Übergriffe hierarchischer Gelüste und ultramontaner Tendenzen entgegenzutreten haben wird, um so sorgfältiger selbst der Schein zu vermeiden ist, als wenn man vom konfessionellen Standpunkte aus begründete Ansprüche der Katholiken zu kränken kein Bedenken trage“⁴⁾. Man hätte übrigens, nachdem ein Mann ersten Rangs wie Ficker nicht mehr zu haben war, kaum eine bessere Wahl treffen können. Kampschulte, der sich die objektive Forschung und Betrachtung seines Berliner Meisters zur Richtschnur machte und selbst an dem schwierigen Thema Calvin zu bewähren strebte, war seinem ganzen Wesen nach weit mehr auf eine Vermittlerrolle

¹⁾ Vgl. Fueter, S. 572ff.

²⁾ Springer, Leben, S. 261.

³⁾ S. o. S. 460f.

⁴⁾ B. F. A.; B. Kur. a. a. O.

angelegt als auf ein tätiges Eingreifen in den Streit um die Parität, wie ihn die beginnenden sechziger Jahre für die rheinische Hochschule heraufführten.

Während die neue Ära das Problem des deutschen Dualismus wieder belebte und zugleich mit einer wie es schien unlöslichen innerpreussischen Krisis verflocht, hatte die seit 1848 mächtig erstarkende politische Organisation des deutschen Klerikalismus im parlamentarischen Leben wie in der Presse eine Regsamkeit entfaltet, die oft unter defensiven Formen tatsächlich zum Angriff auf alles vorging, was sich im Gegensatz zu den Idealen und Forderungen eines mittelalterlichen Kirchentums entwickelt hatte. Bei diesen Versuchen einer Zurückerobung verlorener Positionen konnten die Universitäten unmöglich aus dem Spiel bleiben. In Preußen war natürlich ein solcher Umschlag nicht erreichbar, wie ihn das österreichische Konkordat von 1855 verbürgte. Tauchte doch 1856 der Gedanke einer „kirchlichen“ Hochschule in Salzburg auf, und kein Geringerer als Ficker schrieb über den Vorzug Innsbrucks als einer „durchaus katholischen Universität“, namentlich auch für den Zuzug aus Deutschland¹⁾. In Preußen hatten gerade verschiedene Maßregeln der Reaktionsminister Raumer und Westphalen (1852) die Bildung einer stattlichen katholischen Fraktion im Abgeordnetenhaus veranlaßt. Und 1856 stellte Reichensperger in der zweiten Kammer den Antrag, Münster zu einer vollständigen katholischen Hochschule auszubauen; er betonte dabei das Mißverhältnis, daß den preussischen Protestanten vier spezifisch evangelische Universitäten zur Verfügung stünden, den sechs Millionen Katholiken dagegen nur eine halbe und eine Viertelsuniversität in Münster und Braunsberg. Bonn und Breslau waren dabei nicht in Anschlag gebracht, aber wir sehen, wie das vor 1818 aufgegriffene Projekt einer wirklich katholischen Universität für den Westen der Monarchie wieder zum Vorschein kam²⁾. An eine Verwirklichung war nicht zu denken; um so lebhafter wurden dafür die Beschwerden über parteiische Handhabung der Parität in Bonn. Wohl erfreute sich die katholisch-theologische Fakultät seit dem Absterben des Hermesianismus einer durchaus harmonischen Besetzung der Lehrstühle und einer gesicherten Blüte ihrer Frequenz. Der führende Dogmatiker Dieringer genoß freilich nicht das Vertrauen der Regierung, die seine wiederholte Anwartschaft auf ein Bistum (1865 sogar auf Köln) stets zurückwies; auch die Wahl zum Rektor ist ihm wie den meisten Mitgliedern der beiden Theologenfakultäten versagt geblieben³⁾. Aber obwohl er

¹⁾ Vgl. Jung, S. 285ff.

²⁾ Vgl. L. von Pastor, Reichensperger I (Freib. 1899), 341; Rachfahl in den Preuß. Jahrb. CXXXV, 1909, S. 233f.

³⁾ Vgl. Pfülf II, 493 über die Absicht der protestantischen Professoren, nie mehr einen katholischen Theologen zum Rektor zu wählen (1860).

für das Haupt der Bonner Ultramontanen gelten durfte, wußte sich doch die mit Geist gepaarte Natürlichkeit des Schwaben auch mit andersdenkenden und protestantischen Kollegen auf gutem Fuß zu halten, wie ehemals Windischmann¹⁾. Daß er für akademische Fragen die rechte Hand des Kardinalerzbischofs war, ist schon früher berührt worden. Übrigens spielten ja seit den vierziger Jahren die konfessionellen Reibungen fast durchweg auf dem Gebiet der philosophischen Fakultät; sie knüpften sich vor allem an die Forderung einer Doppelbesetzung der Philosophie und der Geschichte. Nachdem schon vor der römischen Verurteilung Knoodts den Theologiestudierenden der Besuch seiner Vorlesungen von Köln aus verboten worden war, suchte Geissel in Berlin die Beförderung des (1857 habilitierten) gut kirchlichen Privatdozenten Neuhäuser zu erwirken, erhielt aber von Bethmann-Hollweg (5. III. 1861) einen unbedingt ablehnenden Bescheid, mit der Begründung, daß Knoodt sich dem Urteil unterworfen habe und für die Errichtung eines Extraordinariats kein allgemeines Bedürfnis vorliege²⁾. An diese Zurückweisung schloß sich die weitere Erregung, die der Fall Schlottmann im katholischen Lager hervorrief. War schon Knoodts Rektorwahl 1861 eine nicht zu verkennende Demonstration gewesen, so ließ unmittelbar darauf der Dekan der protestantischen Theologen Schlottmann zum 3. August ein Festprogramm erscheinen, dessen romfeindliche Ausfälle die katholische Studentenschaft zu einer förmlichen Protestversammlung veranlaßten³⁾. Es war ihre erste öffentliche Kundgebung und sie übernahm seither den Vorstreit in einer Aktion, die von einem an sich geringfügigem Zwist ausgehend die Frage nach dem Daseinsgrund des rheinischen Universitätsaufzurollen suchte. Im akademischen Leseverein hatten sich schon seit längerer Zeit die Katholiken bei den Vorstandswahlen zurückgesetzt gefühlt. Dieringer war deshalb mit zwei anderen Kollegen 1853 aus dem Vorstand ausgetreten. Als der 1861 hineingewählte katholische Extraordinarius Hüffer im folgenden Jahr durch die Majorität wieder beseitigt wurde, gab ihm kurz darauf eine Ergänzungswahl seine bisherige Stellung zurück, so daß der Vorstand nunmehr vier protestantische und fünf katholische Mitglieder zählte. Unter den letzteren befand sich Springer, der mit seiner zum Protestantismus übergetretenen Familie natürlich von seiner Konfession nicht als ihr wirklicher Vertreter betrachtet wurde⁴⁾. Inzwischen hatte sich aber der Unmut der Katholiken in

¹⁾ Ribbeck II, 340; Springer, S. 237.

²⁾ Pfälf II, 561ff.

³⁾ Bei Pfälf II, 564 ist die „Denkschrift über die Parität“ als Antwort auf die Entscheidung gegen Neuhäuser aufgefaßt, aber die Adresse vom 19. II. 1862 geht vom Fall Schlottmann aus (Parität, S. 1f.). Vgl. Kölner Blätter 10. X. 1861 (Nr. 260): Aktenstücke zur Schlottmannschen Angelegenheit. Ein bedauerndes Schr. Schlottmanns an den Kurator vom 6. VIII. wurde von der katholischen Fakultät für ungenügend erklärt; Schl. erhielt vom Minister durch den Kurator einen Verweis (Beseler an Fak. 30. IX. 1861).

⁴⁾ Parität, S. 4f., 16; Parität und Ultramontanismus, S. 2f., 15f.

einem Schritt entladen, der über den Kleinkrieg im Leseverein weit hinausführte. Am 19. Februar 1862 richteten dreihundert Studierende aller Fakultäten an den Kurator eine Adresse, worin sie ihn nicht nur ersuchten für die Zukunft die parteiische Behandlung der Katholiken im Leseverein abzustellen, sondern auch darauf Bedacht zu nehmen, „daß in dem Lehrkörper der hiesigen Universität die Parität zur Wahrheit werde und nicht wie bisher der Grundsatz, daß auf die Konfession der anzustellenden Lehrer keine Rücksicht genommen werde, in seiner Anwendung dazu diene katholische Lehrer von unserer Hochschule fernzuhalten und ihr beinahe den Charakter einer evangelischen zu verleihen“. Damit eröffnete die Adresse, die sich auf „die größte Unzufriedenheit aller billig denkenden Studierenden ohne Unterschied der Konfession“ berief, einen Angriff auf das System der preußischen Unterrichtsverwaltung und auf die Grundlagen der rheinischen Hochschulstiftung selbst. Beseler beeilte sich in seiner Antwort vom 20. Februar zu erklären, daß er zum Eingreifen in die Lesevereinswahlen keine Befugnis habe. Im übrigen verwies er auf das bewährte Prinzip, bei Berufung der Lehrer abgesehen von den theologischen und noch drei weiteren Lehrstühlen nur ihre Befähigung als Gelehrte und Dozenten in Betracht zu ziehen, „ohne alle Rücksicht darauf, ob sie Gott nach dem katholischen oder evangelischen Lehrbegriff verehren“. Eine Zurückführung der Parität auf arithmetische Verhältnisse „hieß die Axt an die Wurzel unserer ruhmreichen Hochschule legen“. Eine Replik der Adreßunterzeichner, die noch einmal ihre entgegengesetzte Auffassung der Parität zu begründen suchte, ließ er ihnen einfach zurückstellen, da eine weitere Verhandlung weder seiner amtlichen noch ihrer staatsbürgerlichen Stellung entsprechen würde¹⁾. Der Minister von Mühler, der sich mit dieser Haltung des Kurators ganz einverstanden erklärte, hielt es demgemäß vollends für unstatthaft, eine Antwort zu erteilen, als die Studierenden in einer neuen Adresse (28. III.) an ihn selbst appellierten und ihm gleichfalls „das große arithmetische Misverhältnis“ in der Berufung und Beförderung der Bonner Lehrkräfte vorhielten²⁾. Sogar die umfassende publizistische Verteidigung der Adreßunterzeichner, die ihren Schritt zu rechtfertigen strebte, konnte den Einwand nicht unberührt lassen, daß das Vorgehen der akademischen Jugend in einer solchen Frage bedenklich erscheinen könne. Dagegen fehlte es nicht an warmen Sympathiekundgebungen auswärtiger Kommilitonen, die aus Münster, Tübingen, München, Breslau, Berlin, Innsbruck und Freiburg einliefen. Weit heftiger als in diesem süddeutschen Adressensturm machte sich jedoch der von Bonn eingeleitete Streit um die Parität in der Presse und vor allem in verschiedenen Broschüren Luft³⁾,

¹⁾ Parität, S. 7ff., 18.

²⁾ Ebd. S. 199f.; vgl. S. 12; Min. an Beseler, 11. IV. (B. Kur. a. a. O.).

³⁾ Vgl. die Zusammenstellung der Preuß. Jahrbücher IX (1862), 249ff.; u. a. wurde in den „Kölner Blättern“ die Gründung einer katholischen Juristenfakultät, in der „Beleuchtung“ die Berufung des Historikers Konstantin Höfler nach Bonn angeregt.

von denen eine, die „Beleuchtung der Parität in Preußen auf dem Gebiete des hohen und mittleren Unterrichts“ wohl schon vor der Bonner Agitation fertiggestellt war¹⁾. Sie stammte aus der Feder des 1854 von Bonn nach Prag berufenen Kirchenrechtslehrers Johann Friedrich Schulte²⁾ und zog mit der größten Schärfe gegen das „verwerfliche ungerechte System“ der preußischen Verwaltung zu Felde. Der Verfasser spricht von einem König, „den man später den „Gerechten“ zu nennen beliebt hat“, rügt die Berufung „der Heroen des Protestantismus, der Helden von Gotha“ und vergißt auch nicht die fast gleichzeitige Ernennung der Brüder Beseler in Berlin und Bonn. Die zahlenmäßige Abrechnung, die hier bezüglich der Anstellungsverhältnisse und der Staatsaufwendungen vorgenommen wurde, war bereits mehrfach in den katholischen Beschwerden über ungleiche Behandlung beider Konfessionen zur Anwendung gekommen und wurde bis ins Kleinste durchgeführt in einer zweiten größeren Streitschrift, die sich ganz überwiegend mit Bonn beschäftigte und schon durch ihre Aktenkenntnis die Herkunft aus dem Lehrkörper der rheinischen Hochschule verriet. Sie trug den Titel „Denkschrift über die Parität an der Universität Bonn mit einem Hinblick auf Breslau und die übrigen preußischen Hochschulen. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Universitäten im neunzehnten Jahrhundert“ (Freiburg 1862). Ihr Verfasser war der Bonner Kirchenhistoriker Heinrich Floß, ein vertrauter Freund Fickers und damals auch mit Döllinger in lebhaftem Verkehr. Noch kurz vorher hatte er den großen Münchener Gelehrten vor einer Agitation kirchlicher Heißsporne gewarnt, die gegen dessen Odeonsvorträge durch den Juristen Walter eingeleitet wurde³⁾. Jetzt bemühte er sich durch einen Massenaufmarsch von Ziffern und Daten die Berechtigung der Bonner Adresse in das hellste Licht zu setzen. Bis auf Heller und Pfennig waren die staatlichen Ausgaben für akademische Einrichtungen und Persönlichkeiten gebucht, um eine schwere Benachteiligung der Katholiken außer Zweifel zu stellen. Eine strenge Durchführung des hier angelegten Maßstabs hätte tatsächlich auf eine rein mechanische Behandlung der Berufsfragen und Dotationen hinauslaufen müssen. Selbst die „Kölnischen Blätter“, die in einer Reihe von Artikeln den schwebenden Streit erörterten, sahen sich doch veranlaßt zu beteuern, daß weder die Adresse noch sonst irgendein vernünftiger Mensch eine derartige Forderung zu erheben beabsichtige⁴⁾. Wirksamer als die vielfach kleinlichen Rechnungsparallelen war die ausführliche Besprechung der Laufbahn katholischer Dozenten in der

¹⁾ Parität u. Ultram., S. 5, 10; unrichtig die Angabe bei Noorden, Vorträge, S. 10*; sie sei im Winter 1861 auf 1862 erschienen, ebenso die angebliche Autorschaft von Floß.

²⁾ Vgl. das Zitat in seinen „Betrachtungen“, Prag 1861, S. 44 A. 1.

³⁾ Vgl. Jung (vielfach); J. Friedrich, Döllinger III (München 1901), 193, 240f., 263f., 307f.

⁴⁾ Köln. Blätter I. III. 1862.

„Denkschrift“, die sich übrigens in einer weit maßvolleren Tonart bewegte als die „Beleuchtung“ oder als der von Reichensperger 1854 im Landtag angestimmte Ruf nach einer Umkehr der Wissenschaft¹⁾. Daß hier in manchen Fällen ein sachlich nicht begründetes Zurückstehen katholischer Mitbewerber vorgekommen war, läßt sich kaum in Abrede stellen, wenn man auch nicht alle von Floß beigebrachten Beispiele als stichhaltig anzuerkennen braucht. Aber die Tatsache, daß die moderne Wissenschaft nicht auf dem Boden des altkirchlichen Bekenntnisses groß geworden war, ließ sich durch keine konfessionellen Klagen und Vorwürfe aus der Welt schaffen. Die Erregung über protestantische Unduldsamkeit, die sich in dem Bonner Streithandel verkörperte, rief natürlich auch auf der anderen Seite Stimmen der Verteidigung und der Gegenanklage wach. An Ort und Stelle machte sich der Kreis um Löbell und Sybel daran, „mit vereinten Kräften“, noch ehe die Arbeit von Floß erschienen war, gegen die Angriffe der „Beleuchtung“ in die Schranken zu treten, deren Verfasser ja gerade die neuerlichen Berufungen von Droysen, Sybel und Gildemeister als Kennzeichen eines Übergangs der Regierung „ans Haus Gotha“ aufs Korn genommen hatte. Schon 1861 war Löbell mit wiederholten Warnungsrufen an die „Sorglosen“ unter den Protestanten vorangegangen²⁾. Jetzt warf sich Noorden mit einer flammenden Streitschrift über „die Parität in Preußen und den Ultramontanismus“ (Düsseldorf 1862) in den Kampf. Er glaubte irrigerweise gegen Floß zu polemisieren, denn hüben wie drüben benützte man die Deckung der Anonymität. Während Noorden das künstliche Rechenexempel der Freiburger Broschüre nur kurz als ein bloßes Scheinmanöver aufzulösen sucht, gilt sein Hauptbemühen einem Nachweis des unversöhnlichen Gegensatzes zwischen Ultramontanismus und Wissenschaft. Wohl spricht er von den beiden extremen Parteien, die im modernen Staat keinen Raum finden könnten, von der katholisch-ultramontanen und der evangelisch-hochkirchlichen; auch der trotz allem unzerreißbare Zusammenhang der deutschen Forschung und Bildung beider Konfessionen wird kräftig ins Licht gesetzt. Aber das eigentliche Leitmotiv seiner Auseinandersetzungen gibt doch die Rückständigkeit, der die Wissenschaft unter der Herrschaft der restaurierten römischen Kirche verfallen blieb, während auf dem Gebiet des Protestantismus die Grundlagen unseres heutigen Geisteslebens gebaut wurden. Unter den Anführungen aus Döllinger, die der Verfasser verwertet, findet sich ein Satz, der noch schlagender als die Streitschrift selbst ihre beherrschende Überzeugung zum Ausdruck bringt: „Die gesamte Literatur, wie sie seit hundert Jahren die Nahrung der mittleren und höheren Klassen bildet, ist im weiteren

¹⁾ Parität u. Ultram., S. 57f.

²⁾ Zuerst in Gelzers Monatsblättern, dann ausführlicher in den „Historischen Briefen über die seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts fortgesetzten Verluste und Gefahren des Protestantismus“ (Frankfurt 1861).

Sinne protestantisch.“ Und einen überraschenden Schluß gewann sich Noorden mit seinem drastischen Hinweis auf das Verhältnis der Konfessionen unter den deutschen Mitgliedern der Wiener, Münchener und Pariser Akademie¹⁾.

Die sechziger Jahre brachten für die katholische Theologie eine Sonderung „der römischen und der deutschen Schule“, die in ihrer ferneren Entwicklung auch die rheinische Hochschule sehr stark in Mitleidenschaft ziehen sollte. Und schon seit 1850 kam der ultramontane Plan einer „freien“ katholischen Universitätsgründung nicht mehr zur Ruhe²⁾. Doch wurde das akademische Dasein in Bonn weder von dieser Seite her noch durch die immer schärfere Zuspitzung des preußischen Verfassungskonfliktes in eine so tiefe Erregung versetzt wie durch den allmählich unheilbaren Riß, der sich zwischen den beiden Führern der klassischen Philologie auftat und nicht nur den gesamten Lehrkörper, sondern auch die Studentenschaft in den Bannkreis eines vergiftenden Parteihaders hineintrieb. Selbst heute noch kann man nicht ohne ein Gefühl des lebhaftesten Bedauerns und nur mit Überwindung der Notwendigkeit gehorchen, über den Ausgang eines Zusammenarbeitens zu berichten, das sich zwei Männer wie Ritschl und Jahn ursprünglich als die willkommenste Krönung ihres Lebenswerks ausersehen hatten. Die Bonner Schule konnte ihres weit-
hin wirkenden Ansehens begreiflicherweise nicht ohne jede Beimischung von Kritik und Mißgunst genießen und mußte jederzeit danach trachten auf der erreichten Höhe festen Fuß zu behalten. Wenn schon die Berufung Jahns durch das hohe Alter Welckers bedingt gewesen war, so mahnten die Jahre seines letzten Dezenniums, das Jubiläum (1859), das Ausscheiden aus dem Seminarbetrieb (1861) und dann aus der Kathedertätigkeit (1862) noch vernehmlicher an eine unvermeidliche Ergänzung der führenden Kräfte. Die Vorwürfe, daß in Bonn allzu einseitig auf kritische Ausbildung hingewirkt oder daß über dem Latein das Griechische verabsäumt werde, waren schon älteren Datums, aber sie wiederholten sich stets aufs neue und nicht immer nur von auswärts her³⁾. Stattlich genug war der Nachwuchs der getreuen Schüler, die im Mai 1864 das fünfundzwanzigjährige Gedächtnis von Ritschls erster Bonner Vorlesung begingen. Aber an Ort und Stelle schien doch kaum einer der jüngeren Fachkollegen die genügende Bürgschaft für einen vollwertigen Ersatz beim Abgang der wirklichen Größen zu bieten. Und abgesehen von dem naturgemäßen Zurücktreten des greisen Welcker kam die Möglichkeit einer Wegberufung

¹⁾ Ein Ausfall auf den kürzlich verstorbenen Clemens (S. 52) hätte wohl wegbleiben können.

²⁾ Vgl. Friedrich a. a. O., S. 85f., 393, 405f., 450.

³⁾ S. o. S. 312; über Ritschls erzieherische Grundsätze Ribbeck II, 276ff.

Ritschls oder Jahns mehr als einmal nahe genug heran¹⁾. Von den besonderen Lieblingsschülern des ersteren war der geniale Heinrich Brunn (geboren zu Wörlitz 1822) gleich nach seiner Bonner Promotion (1843) über die Alpen gegangen und seither nicht nur zum eingesessenen Römer, sondern auch ganz zum Archäologen geworden. Jakob Bernays (geboren 1824), der Sohn eines Hamburger Rabbiners, hatte sich schon 1848 habilitiert und trotz seines strengen Altjudentums im anregendsten Verkehr mit den Genossen von Schwan und mit Vater und Sohn Bunsen schöne Bonner Dozentenjahre durchlebt, bis ihn 1854 der ausdrückliche Bescheid des Ministers, daß er keine Beförderung zu erwarten habe, nach Breslau an das Rabbinerinstitut vertrieb. Freilich blieb er auch in der Ferne seiner Rolle als kundigster und wichtigster „spiritus familiaris“ des Meisters getreu²⁾. Besser glückte es dem gleichaltrigen Pindarforscher Leopold Schmidt (geboren zu Berlin 1824), der nach zehnjährigem Warten (1857) das Extraordinariat erreichte, aber 1863 für immer nach Marburg abging.³⁾ Auch die beiden kommenden Fortsetzer und Beherrscher der Bonner Schule, Usener und Bücheler, verschwanden damals rasch wieder aus den Kreisen der rheinischen Philologie, der erste, um nach kurzer Gymnasialtätigkeit in Berlin einem Berner (1861) und gleich darauf (1863) einem Greifswalder Ruf zu folgen; Bücheler ging unmittelbar nach seiner Bonner Habilitation (1858) mit erst einundzwanzig Jahren als außerordentlicher Professor nach Freiburg.

Jahre hindurch hatte das immer kühler werdende Verhältnis zwischen Ritschl und Jahn wenigstens äußerlich die Probe bestanden und keinen offenen Bruch aufkommen lassen, bis endlich die oben berührte Frage einer Ergänzung der Lehrkräfte den Sturm heraufbeschwor, der jedes weitere Nebeneinander der beiden Rivalen unmöglich machte. Es war doch wie eine Art Vergeltung, wenn Ritschl am eigenen Leib erfahren mußte, was er vormals, allerdings wohl ohne böse Absicht, dem alten Welcker angetan hatte⁴⁾. Jetzt machte sich Jahn zum eigenmächtigen Anwalt des Wunsches nach einer Verstärkung und Sicherung der Bonner Altertumswissenschaft, freilich mit dem Unterschied, daß er dabei von jeder vorherigen Verständigung mit dem ihm entfremdeten Fachkollegen Abstand nahm⁵⁾. Aber auch zu seiner Fakultät stand er, obwohl ihm Dekanat und Rektorat (1857/58) sehr rasch zugefallen waren, schon seit 1860 in einem nur noch äußerlichem Verhältnis; er betrachtete sich selbst nach seinem „stillen Sinn“ eigentlich als ausgetreten und fühlte sich zumal nach

¹⁾ Für Ritschl: Göttingen 1856, München 1858, Leipzig und Heidelberg 1861; für Jahn: Tübingen, München 1860, Wien?, Berlin 1864/65.

²⁾ A. D. B. XLVI (Usener); Ribbeck II, 285, 289; M. v. Bunsen, S. 129f.

³⁾ A. D. B. LIV (Birt).

⁴⁾ S. o. S. 481.

⁵⁾ Ribbeck II, 351.

Dahlmanns Tod sehr vereinsamt¹⁾. Seine Ansicht, daß nach dem Rücktritt Welckers die Kräfte der beiden noch übrigen Hauptvertreter für die Bewältigung ihrer Aufgabe nicht ausreichen würden, deckte sich in ihrer Begründung zum Teil mit der anderwärts an der Bonner Schule geübten Bemängelung. Jedenfalls ging er schon im Frühjahr 1863 von sich aus vor, indem er ohne Wissen Ritschls und der Fakultät mit seinem Kandidaten, dem Göttinger Sauppe persönlich verhandelte und von dessen Geneigtheit nach Bonn zu gehen den maßgebenden Rat im Ministerium, seinen Duzfreund Olshausen, in Kenntnis setzte²⁾. Er bemühte sich diese Berufung geradezu „als eine Lebensfrage für das Blühen und Wachsen der philologischen Studien hier in Bonn“ hinzustellen, erhielt aber sehr lange keine Antwort und dann zunächst eine halbe Ablehnung, den Vorschlag, sich mit der Anstellung „eines tüchtigen jüngeren Mannes“ zu begnügen. Jahn war jedoch hiezu nicht gewillt, sondern benützte die Anfrage aus Wien, ob er selbst dort eine Professur (kein Ordinariat) der Archäologie übernehmen würde, um auf die Berliner Regierung entscheidend zugunsten seines Lieblingswunsches einzuwirken. Während nach seinem eigenen Ausdruck die österreichische Sache sich noch „im ersten Stadium der Vorfragen, Erkundigungen usw.“ befand³⁾, ließ er dem Berliner Ministerium durch Beseler die Mitteilung zugehen, daß er sein Verbleiben in Bonn von der sofortigen Berufung Sauppes abhängig mache. Auch diesmal wurde jede Fühlung mit der Fakultät in einer für sie so wichtigen Angelegenheit vermieden. In Berlin bewilligte man unter Vermittlung des Kurators Jahns Bedingungen und am 28. Januar 1865 erging wirklich der Ruf an Sauppe, der aber nun seinerseits durch ein noch günstigeres Angebot der hannöverschen Behörde sich bestimmen ließ, in Göttingen zu bleiben. Inzwischen hatte Jahn die ohnedies sehr ins Stocken geratenen Verhandlungen mit Wien endgültig abgebrochen. Seine Freude über einen Erfolg, den er für ganz sicher gehalten hatte, verwandelte sich in bittere Enttäuschung⁴⁾. Bekanntlich ist in Berufsfragen von solcher Bedeutung, wenn ihre Erledigung sich hinzieht, eine völlige Geheimhaltung kaum dauernd zu wahren. Die Tatsache eines amtlichen Angebots an Sauppe und seiner Ablehnung ließ sich vollends überhaupt nicht mehr totschweigen und führte zugleich zu einer Reihe von brieflichen Erkundigungen bei Ritschl, ob er von seiner Professur zurückgetreten sei. Er beruhigte die Freunde mit der

¹⁾ Jahn, S. 43f. Für das Folgende vgl. vor allem die beiden Veröffentlichungen der Hauptgegner: die Rechtfertigungsschrift Jahns (statt des Titels: „Als Manuskript mitgeteilt mit der ausdrücklichen Bitte keinen weiteren Gebrauch zu machen noch zu verstaten“, gedruckt zu Leipzig, mit 11 Schriftstücken von 1863—1865); Ritschl, „Tatsächliche Berichtigungen“, Bonn 14. III. (ursprünglich 26. II.) 1865; beide mir zuerst durch Herrn Geheimrat Marx aus seinem eigenen Besitz mitgeteilt.

²⁾ Am 10. V. 1863 (Jahn, Manuskript, S. 3ff.).

³⁾ Ebd. S. 11; vgl. Ribbeck II, 354f.

⁴⁾ Jahn, MS., S. 13ff.

als Rundschreiben gedruckten Erklärung, daß er sich „seit langen Jahren nicht so wohl befunden“ und auch sonst keine Veranlassung habe, sein Amt niederzulegen.

Im Handumdrehen war, wie es in einem Privatbrief heißt, Bonn in zwei feindliche Lager geteilt, die Aufregung entsetzlich, das Ende noch gar nicht abzusehen. Ein Privatdozent der Philosophie, Dr. Merz, suchte am 19. Februar Jahn in seiner Wohnung auf, um ihn persönlich eines „niederträchtigen“¹⁾ Verhaltens zu bezichtigen; er berief sich auf Beweise, die er von Ritschl erhalten habe, aber nicht weiter mitteilen dürfe. Bereits hatte sich die Tagespresse der peinlichen Sache bemächtigt²⁾, als Jahn sich gezwungen sah, der von ihm beiseite geschobenen Fakultät eine Rechtfertigung seines Vorgehens einzureichen. Er berief sich dabei auf seine eigene Versetzung nach Bonn als auf das nächstliegende Beispiel einer nach seiner Behauptung „allgemeinen Praxis in ähnlichen Fällen“. Daß er seine mit Aktenstücken versehene Schrift, allerdings nur als Manuskript, in Druck gab, veranlaßte Ritschl, der eben das Dekanat führte, mit seinen eigenen der Fakultät und dann auch dem Minister unterbreiteten „Berichtigungen“ das gleiche zu tun. Er erklärte sich wohl mit dem Gedanken einer Verstärkung der Lehrkräfte einverstanden, hob jedoch hervor, daß Sauppes Wirksamkeit sich mit der seinigen fast vollständig decken würde, suchte das Heranziehen der Jahnschen Berufung als unzutreffend abzuweisen und protestierte gegen ein Verfahren, kraft dessen „hinter dem Rücken“ des Hauptbeteiligten das Urteil über den neu zu gewinnenden Philologen „von dem geheimen Tribunal eines Mannes der Fakultät abhängen“ solle. Gleichzeitig hatte sich Jahn wegen der ihm von Merz zugefügten Beleidigung nicht an die Fakultät, sondern unmittelbar an den Minister gewandt³⁾. So konzentrierte sich die weitere amtliche Behandlung des widerwärtigen Gezänks zunächst auf die Ausschreitung, zu der sich der Privatdozent gegen den Ordinarius hatte hinreißen lassen. Freilich nicht allein auf diesen Fall; in seinem Schreiben an den Minister von 26. Februar hatte Jahn neben seiner Beschwerde gegen Merz bereits über eine neue Beleidigung zu klagen. Als in studentischen Kreisen wegen seiner Ablehnung des Wiener Rufs ein Fackelzug geplant wurde, erhob der Studiosus Löning Einspruch gegen eine Ehrung, die zugleich eine Kränkung Ritschls darstellen würde; der Wiener Ruf sei einfach erdichtet und Jahns ganze Handlungsweise eine unehrenhafte. Der Fackelzug fand allerdings statt, aber unter schwacher Beteiligung⁴⁾. Mehr und mehr suchten beide Parteien auch die Tagespresse als Bundesgenossin in ihren Kampf hereinzuziehen. Nicht nur in Bonn, Köln, Elberfeld, auch in Berlin, Weimar und

¹⁾ Vgl. Jahn an Mühlner, 26. II. 1865 (B. Kur. 195); Ribbeck II, 355f., 358f.

²⁾ Bonner Zeitung 21. II. 1865.

³⁾ Ribbeck II, 361.

⁴⁾ Vgl. Beseler an Willdenow, 7. III. (B. Kur. a. a. O.); Ribbeck II, 365.

Augsburg erschollen die journalistischen Signale zu Angriff und Abwehr. Nicht mit Unrecht ist auf den besonders günstigen Nährboden hingewiesen worden, den eine kleine Universitätstadt für die Aufbauschung und Vergiftung einer solchen Professorenfehde darbietet. Ein besonderes Gepräge erhielt aber dieser Bonner Streithandel durch das nahe persönliche Verhältnis Jahns zu Beseler und Olshausen und durch einen heftigen Zusammenstoß, der die Beziehungen des Bonner Kurators zu Ritschl von vornherein sehr ungünstig gestaltet hatte. Hier waren es ganz geringfügige Gegenstände, die gleich nach Beselers Amtsantritt die beiden eigenwilligen Männer für immer entzweiten, die Zurückforderung einer von der Bibliothek benützten Bodenkammer, die Ritschl nicht herausgeben wollte und der Kurator gewaltsam öffnen ließ, nachher ein weiterer Zank über die Verzögerung baulicher Verbesserungen in der Bibliothek¹⁾. Schon damals (1861) reichte Ritschl in Berlin ein Entlassungsgesuch ein, das nicht ohne Mühe durch den Minister rückgängig gemacht wurde. Jetzt sah sich Beseler aufs neue seinem alten Widersacher gegenüber und selbst mitgetroffen von der vielfältigen lauten Verurteilung eines Vorgehens, in dem er seinem Freund Jahn ohne Bedenken zur Seite gestanden hatte. Wie eng er sich diesem verbunden fühlte, zeigte sein Bericht an den Minister vom 14. Juni 1861, in dem er eine Gehaltserhöhung für Jahn beantragte, um dessen Weggang nach München abzuwenden. Er berief sich dabei auf die wiederholt dargelegten „sittlichen Schäden und Gebrechen“ der Universität und bezeichnete seinen Schützling als den gegebenen Mann, um gegenüber der Intrige und Kamaraderie (?) eine „sittliche Reinigung“ durchzusetzen²⁾. Gegen wen diese Philippika hauptsächlich gerichtet war, läßt sich unschwer erraten. In gewissem Sinn war also auch er trotz eines sehr lebhaften Rechtsgefühls zu sehr Partei geworden, um einen ganz freien Standpunkt wahren zu können. Mit dem Ausweg die Hauptschuld auf Sauppe abzuwälzen kam man natürlich nicht durch. Jahn klagte bitter über „Sophisma“ und „Hintertürchen“ seines Göttinger Kandidaten und auch Beseler fand, daß dieser das Ministerium „mit seltener Dreistigkeit dupiert“ habe³⁾. Aber der Kurator hatte mit seinem unerbittlichen Reformeifer in Sachen der akademischen Stagnation sich keineswegs nur Ritschl zum Gegner gemacht. Zu der Gereiztheit des akademischen Empfindens gesellten sich vielleicht auch ultramontane Wünsche, den protestantischen Inhaber eines so wichtigen Amtes wieder los zu werden⁴⁾. König Wilhelm selbst, der in den Zeiten der größten Erregung (7. Mai) durchreiste und von Kurator und Rektor begrüßt wurde, empfing die beiden Würdenträger mit der Frage, was

¹⁾ Erman, S. 168ff.; es handelte sich ursprünglich um ein dem Bauinspektor vorläufig eingeräumtes Zimmer, dann um den von Beseler einem Pedell überwiesenen Raum, beide zur Kuratorwohnung gehörig. Vgl. Ribbeck II, 348f.

²⁾ B. Kur. a. a. O.

³⁾ Ebd. (Jahn an Beseler, 9. II.; Beseler an Mühler, 13. II.).

⁴⁾ So O. Beseler a. a. O. S. 99; vgl. Springer, S. 259f.

das hier an der Universität für eine Wirtschaft sei. Gegen die Antwort des Rektors Argelander, es sei wohl von beiden Seiten gefehlt, erhob Beseler den schroffsten Widerspruch, es sei nur von einer Seite gefehlt, worauf der Monarch erwiderte, es solle alles genau untersucht werden¹⁾.

Tatsächlich war jedoch eine ruhige und wirklich objektive Untersuchung durch die hüten wie drüben maßlos gestiegene Erbitterung außerordentlich erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Für die Fälle Merz und Löning wurde zunächst das Eingreifen der akademischen Behörden in Anspruch genommen, aber die Milde, mit der Fakultät und Senat die Angeschuldigten behandelten — Löning konnte am 9. März ungestört promovieren — rief wieder die höchste Mißbilligung des Ministeriums hervor. Ausdrücklich wies dabei Möller auf die noch fortbestehende Rechtskraft der Bestimmungen vom 18. November 1819 hin, die dem Kurator, obwohl er nicht mehr R.-B. sei, die Befugnis zur Suspendierung gesetzwidriger Senatsbeschlüsse zusprächen. Den Privatdozenten bestrafte er (23. IV.) mit Entziehung der *venia legendi*. Den Ministerialerlaß, der zugleich der Fakultät und ihrem Dekan eine scharfe Rüge erteilte, ließ der Kurator nicht nur den Dozenten aller Fakultäten zugehen, sondern auch in der Bonner Zeitung veröffentlichen. Der Minister selbst konnte nicht umhin, seinem Vertreter, den er von jeder persönlichen Beteiligung an dem Konflikt möglichst frei zu halten wünschte, das Unpassende seines Verfahrens vorzuhalten²⁾. Von vornherein bildete eben die ganz persönliche Verflechtung des philosophischen Dekans und des Kurators in den schwebenden Streit ein Haupthindernis für seine annähernd glimpfliche Lösung. Ritschl hätte in eigener Sache nicht als Dekan amtieren dürfen; viel zu spät (9. Mai) trat er aus einer Stellung zurück, deren Unzulässigkeit bereits eine förmliche Anklage gegen ihn von seiten einer Fakultätsminderheit herbeigeführt hatte. Aber auch der Kurator ließ sich allzusehr von seinem alten Groll gegen den großen Philologen beherrschen, um wirklich gerecht urteilen zu können³⁾. In seinem Bericht an den Minister vom 3. April fordert er die Anwendung unachsichtiger Strenge gegen den Dekan, der die Pflichten seines Amtes verletzt und sich durch sein Verhalten in und außer dem Amt der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die sein Beruf erfordern, unwürdig gezeigt habe; Ordnungsstrafen oder Entsetzung vom Dekanat würden nicht ausreichen, er müsse vielmehr aus dem Lehramt und der Bibliotheksverwaltung entfernt werden. Und am 4. Mai führte Beseler noch einmal aus, warum er Ritschls Verbleiben an der Universität geradezu für ein Unglück halte; dessen „Herr-

¹⁾ O. Beseler, S. 99f.

²⁾ B. Kur. 1855; vgl. Ribbeck II, 362f., 367f.

³⁾ Wie er sich bemühte trotz allem die Bibliotheksverwaltung Ritschls unbefangen zu würdigen und dessen „Monomanie“ auf körperliche Leiden zurückzuführen, darüber vgl. Erman, S. 171f.; hiezu aber S. 175.

schaft und Intrige“ würden Mittel finden, „die Universitätsverhältnisse vollständig zu vergiften“¹⁾. Es war wirklich ein Kampf ums Dasein. Schon am 30. April reichte auf jenen kränkenden Ministerialerlaß hin Ritschl sein Entlassungsgesuch ein. Wohl bot der Senat durch dringende Vorstellungen beim Minister und beim König selbst alles auf, um die Abwendung eines so unersetzlichen Verlustes oder wenigstens die Einsetzung einer besonderen Kommission zu Bericht und Vermittlung zu erreichen. Statt dessen wurde gegen den körperlich schwer leidenden Professor die Untersuchung eingeleitet, die ein Rat des Ministeriums als Kommissar zu führen hatte. Das Ergebnis war ein Erlaß Mühlers vom 12. Juni, der unter Aufrechterhaltung verschiedener Vorwürfe wegen mangelnder Unparteilichkeit mit Worten des Bedauerns schloß, falls der verdiente Gelehrte auf dem Verlassen eines „so lange mit Ruhm und Ehre“ eingenommenen Lehrstuhls bestehen sollte. Damit war für Ritschl die Entscheidung gefallen. Er blieb bei seinem Entschluß um jeden Preis, auch mit Verzicht auf weitere akademische Tätigkeit, einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Ein freundschaftliches Angebot aus Paris wies er freilich sofort zurück²⁾. Aber schon vor der über ihn verhängten Untersuchung waren für seine ehrenvollste Aufnahme in Leipzig die Wege geebnet worden; der sächsische Minister von Falkenstein hatte nicht umsonst die Landesuniversität an ihr berühmtes Vorrecht erinnert, anderwärts verfolgten Größen der Wissenschaft ein Asyl zu bieten. Am 7. August erhielt Ritschl endlich die viermal nachgesuchte Entlassung aus dem preußischen Staatsdienst. Bismarck, der sie vermittelte, durfte ihn versichern, wie ungern König Wilhelm ihn aus dem Vaterland ziehen sehe. Bei einer bewegten Abschiedsfeier in Godesberg konnte der Scheidende sich nicht enthalten, neben einem Friedenswunsch für Stadt und Universität die Hoffnung auszusprechen, daß die Hochschule auch künftig eine tapfere Verteidigung der Reste korporativer Selbständigkeit und freier Lebensbewegung gegen bürokratische Willkür und dürre Formgerechtigkeit sich nicht nehmen lassen werde³⁾.

Der unschöne Verlauf des Philologenkriegs war nicht dazu angetan die siegreiche Partei ihres Erfolgs froh werden zu lassen. Mochte auch Jahn seinen Berufungsfeldzug ursprünglich aus rein sachlichen Beweggründen angetreten haben, so hatte er sich doch durch die Schleichwege, die er zur Überlistung des Hauptgegners gebrauchte, die Sympathien weiterer Kreise, nicht nur seiner unmittelbaren Umgebung verscherzt. In dieser mußte das Bekanntwerden seines Briefs an Olshausen mit der schonungslosen Beurteilung der gegenwärtigen Bonner Philologie besonders böses Blut machen. Wohl war einer der jungen Fachkollegen, Heimsöth, schon 1861 mit einem offenen Angriff auf die berühmte

¹⁾ B. Kur. a. a. O.

²⁾ Ribbeck II, 373f.

³⁾ Ebd. S. 374ff.

Ritschlsche Methode vorangegangen. Jetzt aber sah sich die ganze Gefolgschaft des verehrten Altmeisters herausgefordert. An ihrer Spitze unternahm der feurige Wilhelm Brambach die literarische Abwehr gegen die jahnfreundliche Kritik eines anonymen „rheinischen Schulmanns“. Und die allgemeine Bedeutung der gegen einen Mann wie Ritschl ergriffenen Maßnahmen der Regierung kam auch in der Teilnahme der Gelehrtenwelt wie in einer Verhandlung des preußischen Abgeordnetenhauses (31. V.) zum Ausdruck, freilich ohne eigentliches Ergebnis. Mußte doch der preußische Ministerpräsident selbst eingreifen, um die immer wieder hinausgeschobene Antwort auf das Abschiedsgesuch des Unersetzlichen zu erwirken und damit diese „Haupt- und Staatsaktion“, wie Springer sagt¹⁾, äußerlich abzuschließen.

Die rheinische Hochschule sah sich zunächst vor die schwierige Aufgabe gestellt einen würdigen Nachfolger zu bezeichnen. An Sauppe war natürlich nicht mehr zu denken und die Festlegung der Vorschläge wollte unter der Nachwirkung des eben Erlebten nicht recht vorwärts gehen²⁾. Die philologische Sektion stimmte zuerst dem Antrag Jahns zu, der an vorderster Stelle Hermann Bonitz, den berühmten Organisator des österreichischen Gymnasialwesens, nach ihm Bücheler und Usener empfahl (3. X. 1865). Diese Liste wurde jedoch von der Fakultät, namentlich auf Betreiben Simrocks, in die Reihenfolge Bonitz, Heimsöth, Bücheler umgeändert. Der Hauptfachmann sah sich zu einem Separatvotum (mit Argelander und Lipschitz) genötigt, worin er unter lebhafter Berufung auf seinen Todfeind Ritschl dessen Gegner Heimsöth als nicht vollwertig und von jüngeren Genossen überholt unbedingt ablehnte. Seine vormaligen Kampfgenossen Brandis und Sybel³⁾ traten aber jetzt für Heimsöth ein, ebenso die Mehrheit der Sektion, während Schäfer gleich gegen jenen Abänderungsvorschlag der Fakultät protestiert hatte. So hatte man außer dem Fakultätsbeschluß mehrere Separatvoten; ein Beförderungsgesuch Ritters, der sich durch die Bevorzugung Heimsöths besonders schwer benachteiligt fühlte, wurde abgelehnt. Die Regierung ernannte (1. I. 1866), da Bonitz sich dem Ruf versagte, Usener zum Nachfolger Ritschls und Heimsöth zum dritten Ordinarius. Zugleich wurde Jakob Bernays als außerordentlicher Professor nach Bonn zurückgeholt und mit der Bibliotheksleitung betraut⁴⁾. Damit war der drohende Niedergang der Bonner Philologie glücklich abgewendet worden, Jahn aber trat aus den Wirren und Erschütterungen des bösen Jahrs als ein gebrochener

¹⁾ Springer, S. 260.

²⁾ Vgl. für das Folgende B. F. A. Proff. u. Privatdozenten 1859—1863.

³⁾ Sie hatten mit Springer und Lipschütz jene Fakultätsminderheit gebildet, die im März zu einer Anklage gegen Ritschl als Dekan vorgegangen war, s. o. S. 508.

⁴⁾ Vgl. Festschr. Breslau II, 394f.; das Ministerium und Beseler hatten für die Stelle des Oberbibliothekars Gildemeister gewünscht, gegen dessen Berufung aber Mühler sich wegen seiner Parteinahme im Verfassungskonflikt wieder umstimmen ließ, Erman, S. 205ff.

Mann. Olshausen ging (1867) ernstlich daran ihn nach Berlin zu berufen; er selbst machte durch eine offene Darlegung seines Gesundheitszustands die Sache rückgängig¹⁾. Nur wenige Jahre des Siechtums waren ihm noch zugemessen. Indem er alle größeren Pläne zurückstellte, weihte er in unausgesetzter Arbeit den Rest seiner Schaffenskraft neben der akademischen Tätigkeit einer Umarbeitung seines Mozartwerks und der Erledigung wissenschaftlicher und literarischer Verpflichtungen, die aber nach seinem eigenen Gefühl nicht mehr „langatmig“ sein durfte. Schon seit 1866 hörte er keine Musik mehr. Die letzten Widmungen verschiedener Aufsatzsammlungen galten den Freunden, die wie die Familien Springer und Lipschitz getreulich zu ihm hielten. Als er am 9. September 1869 bei seinem Arzt in Göttingen durch den Tod erlöst wurde, sprach sich Mommsen in ergreifenden Worten darüber aus, wie für ihn die mit Jahn zusammen verbrachten Leipziger Jahre die Blüte seiner eigenen Existenz gewesen und geblieben seien; nicht ausdenken lasse es sich, „welche geistige Schönheit, welche Lebenskraft und Liebesfülle in ihm unentwickelt geblieben sind“²⁾. Über Jahns Erbschaft drohte sich aufs neue ein Zwist zu erheben, der aber schließlich zum Besten der Sache die von Usener angeregte Abtrennung der Archäologie als eines selbständigen Fachs zur Folge hatte. In der Sektion führte (31. X.) Usener aus, wie durch das Zusammenwirken erst von Welcker und Ritschl, dann von Ritschl und Jahn Bonn zu „einem europäischen Mittelpunkt“ für die klassische Philologie geworden, wie aber eine dauernde Sicherung der von den Vorgängern bewältigten Doppelaufgabe nur durch eine zweifache Besetzung der freigewordenen Stelle zu erreichen sei. Während er von diesem Gesichtspunkt aus die Berufung von Bücheler und für die Archäologie von Jahns Neffen Michaelis empfahl, trat Heimsöth für einen Kandidaten „aus der alten vielseitigen Bonner Schule“, für den nach beiden Seiten hin trefflich bewährten Urlichs ein³⁾. Auch in der Fakultät erklärte Sybel eine Doppelberufung für einen „großen Luxus“ und brachte noch einmal seine Abneigung gegen die Einseitigkeit, die er der Ritschlschule vorwarf, zum schärfsten Ausdruck. Trotzdem behielt Useners Auffassung die Oberhand. Bücheler wurde (17. II. 1870) zum Nachfolger Jahns ernannt, aber zugleich die bisherige Vereinigung des Kunstmuseums mit dem Museum der rheinischen Altertümer aufgehoben; nur das letztere kam unter Büchelers Leitung. Zugleich eröffnete der erst kürzlich nach reichen Wanderjahren in Italien und Griechenland heimgekehrte Reinhard Kekulé (geboren zu Darmstadt 1839) die Reihe der Bonner Archäologen. So war die Selbständigkeit eines von Welcker grundlegend an-

¹⁾ Jahn, S. 49, 225ff.

²⁾ Ebd. S. 52; vgl. Springer, S. 256ff.

³⁾ Daneben Hinweis auf den 1860 hier habilitierten A. Reifferscheid, der 1867 ao. Prof. in Bonn wurde, aber schon 1868 nach Breslau abging (Festschr. Bresl. II, 396, 188), B. F. A.

gebauten und durch Jahn weiter gepflegten Gebiets der Altertumswissenschaft endlich besiegelt. Und für die rheinische Philologie ging jetzt das Doppelgestirn der beiden führenden Vertreter auf, das über ein Menschenalter hinaus hier leuchten und ein ruhmvolles Vermächtnis beschirmen und mehren sollte.

Daß an der rheinischen Universität während der fünf ersten Jahrzehnte ihres Bestehens die philologischen und historischen Disziplinen den vornehmsten Platz behaupteten, liegt offen zutage und wirkt auch in die folgende Periode hinüber. Neben der Hochblüte der Sprachwissenschaft und der politischen Geschichte entwickeln auch die jüngsten Zweige historischer Forschung in Bonn eine zukunftsreiche Triebkraft und dieses vielgestaltige Leben zieht mehr als einen Mitarbeiter aus den anderen Kreisen der Geisteswissenschaften in seine Kreise. Wenn die Kunstgeschichte auf Springer als auf einen ihrer Bahnbrecher zurückschauen darf, so gewann sie vollends in seinem Nachfolger Karl Justi (1872—1912) einen Meister, dessen Gedankentiefe und Empfindungsfeinheit mit einem fast beispiellosen Schatz des Wissens ganz frei zu schalten und die Forschungsarbeit selbst zum Kunstwerk zu erheben vermochte. Von der Theologie und Philosophie ausgehend war Justi zum großen Historiker geworden; ein berühmter klassischer Philologe wie Jahn eroberte sich, keineswegs nur im Nebenamt, seinen Platz unter den Gründern der Musikgeschichte. Die Bonner Philosophie von damals hat vielleicht ihr Bestes auf dem Boden historischer Arbeit geleistet; es genügt neben Brandis an Überweg, Clemens und Schaarschmidt zu erinnern. Während von den namhaften Juristen Böcking seine philologische Begabung dem deutschen Humanismus zugute kommen ließ, traten bei dem Kanonisten Hermann Hüffer die historischen Neigungen schon frühzeitig so beherrschend hervor, daß er, von seinen mittelalterlichen Studien zur Erforschung des Revolutionszeitalters abgezogen, sich hier neben und gegen Sybel einen europäischen Namen erwarb. Und innerhalb der Grenzen der Jurisprudenz wurde der 1869 nach Bonn berufenen Roderich Stintzing zum führenden Geschichtsschreiber der Rezeption des römischen Rechts. Endlich hat auch an der Entwicklung einer historischen Richtung der deutschen Nationalökonomie die wissenschaftliche Arbeit der Bonner Universität ihren reich zugemessenen Anteil. Nach der vorbereitenden Tätigkeit eines Hüllmann setzte hier eben in den sechziger Jahren die Kraft Erwin Nasses bedeutsam ein¹⁾. Geboren zu Bonn 1829, ein Sohn des bekannten Klinikers, war er ursprünglich bei Welcker und Ritschl in die philologische Schule gegangen, um dann dauernd auf das Gebiet wirtschaftlicher Forschung überzusiedeln.

¹⁾ A. D. B. LV (Below).

Hier wandte er und kurz nach ihm sein glänzender Fachgenosse, der Baier Adolf Held¹⁾, der seit 1867 in Bonn wirkte, sich immer entschiedener einer Vertiefung in die Genesis des modernen, vor allem des englischen Wirtschafts- und Soziallebens zu. Nasse hat das Wort geprägt, daß man nie eine zu breite historische Bildung haben könne.

Nur langsam hoben sich daneben Ansehen und Anziehungskraft der naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächer. Sie hatten von Anfang an weit mehr mit der viel größeren Kostspieligkeit ihrer Ausstattung und Pflege zu kämpfen und es dauerte auch nach der Mitte des Jahrhunderts noch geraume Zeit, bis die Kliniken und Institute einer mittleren deutschen Hochschule aus dem bescheidensten Zumaß des Notwendigen oder Notdürftigen herauswachsen konnten. Ihre erzwungene Unterkunft in Fürstenschlössern, die kaum für irgend etwas weniger taugten als für eine solche Verwendung, namentlich aber das Zusammenhausen der Medizin mit dem Lehrbetrieb der übrigen Fakultäten mußte hemmend und störend wirken. Wenn sie allmählich hinter diesen zurückblieb, so trug hieran keineswegs die ursprüngliche Auswahl und Ergänzung ihrer Vertreter die Hauptschuld. Gerade für die Heilkunde besaßen großstädtische Hochschulsitze wie Berlin, Wien, Prag, München mit ihren bedeutenden Krankenhäusern und ihrer reichen Praxis ein natürliches und kaum wettzumachendes Übergewicht. Mit der Zeit machte sich allerdings auch bei den Bonner Lehrkräften der verfrühte Abgang von Männern ersten Ranges und die allzulange Besetzung wichtiger Disziplinen mit gealterten Inhabern stark fühlbar. Seit dem Tod des Klinikers Nasse († 18. IV. 1851) trat die Fakultät in die uns bereits bekannte schwere Krisis, um dann endlich durch den Wegfall einer bedenklichen Fächerkumulation und durch glückliche Ansetzung frischer Elemente wieder einer besseren Zukunft entgegenzugehen. Wenn schon die naturphilosophische Periode eine unbefangene Beobachtung der Wirklichkeit keineswegs ganz ausgeschaltet und besonders auf dem Gebiet der Physiologie und Biologie höchst fühlbare Anregungen und Ergebnisse gezeitigt hatte, so kam nunmehr eine neue Generation von Forschern und Ärzten ans Ruder, die von vornherein auf die Wege der exakten Methode eingeschult mehr und mehr zur Spezialisierung hingeführt wurden. Noch war neben dem medizinischen Latein, dessen Reste sich bis zu den sechsziger Jahren erhielten, die alte Forderung einer wirklichen Beherrschung der Gesamtwissenschaft nicht völlig verschwunden. Der Pharmakologe Albers, der nach einem dreißigjährigen Extraordinariat durch Bischoffs Tod (1861) zur ordentlichen Professur (1862) gelangte, las außerdem auch über innere Medizin, pathologische Anatomie und Psychiatrie. Albers war wie der pathologische Anatom C. O. Weber, der gleichzeitig mit ihm als Nachfolger seines erblindeten Lehrers Wutzer zum außerordentlichen (1857)

¹⁾ A. D. B. XIII (Ad. Wagner).

und dann (1862) zum ordentlichen Lehramt aufstieg, in Bonn ausgebildet. Mit der Verselbständigung der Physiologie und der Abspaltung der pathologischen von der normalen Anatomie vollzog sich ein entscheidender Schritt zur Lösung der Fakultät aus ihrem engen Zusammenleben mit den übrigen Insassen des Universitätsgebäudes. Für ein gesondertes Hausen der Anatomie war aus begreiflichen Gründen schon längst gesorgt worden. Jetzt hatte bereits Helmholtz für sich den Bau eines Instituts zugesagt erhalten und sein Nachfolger für das Fach der Physiologie wußte die gleiche Forderung, freilich erst nach einer ergiebigen Geduldsprobe (1878) durchzusetzen. Und in der Person Eduard Pflügers (geboren zu Hanau 1829) gewann man wieder eine wissenschaftliche Größe, die sich wie Helmholtz dem Namen ihres gemeinsamen Lehrers Johannes Müller vollbürtig anreihen durfte¹⁾. Ein halbes Jahrhundert hindurch sollte der geniale Gelehrte und meisterliche Jugendbildner seine unerschöpfliche Kraft zu Nutz und Ehre der rheinischen Hochschule einsetzen. Er gehörte zu den Naturen, deren angeborene Begabung weder von der Schule noch im Elternhaus erkannt sich dennoch zum Sieg verhilft. Bei seinem Übertritt von der Jurisprudenz zur Medizin (1850) brachte der Zwanzigjährige eine naturwissenschaftliche Vorbereitung mit, deren Ausbau ihn gleich nach der Berliner Habilitation (1858) als physiologischen Entdecker auf den neugegründeten Bonner Lehrstuhl seiner Disziplin gelangen ließ (28. II. 1859). Seinem ganz selbstlosen Aufgehen im Dienst der Wissenschaft entsprach eine aufrichtige, allen Erfolgen und Ehrungen standhaltende Bescheidenheit, das edelste Merkmal geistigen Reichtums.

Nun ging es mit der Gesundung der von Kräften gekommenen Fakultät unaufhaltsam vorwärts. Die Anatomie übernahm 1859 Max Schultze, den kein Geringerer als Waldeyer „einen der bahnbrechenden Meister“ des Fachs genannt hat, hochverdient um die Entwicklung der Zellenlehre²⁾. Gleich Pflüger und Schultze kamen noch weitere frische Kräfte aus der neuen Berliner Schule, so für die Chirurgie schon 1858 Wilhelm Busch, bei Müller und Langenbeck ausgebildet, für die medizinische Klinik 1864 Hugo Ruehle, der zuerst noch mit dem greisen Naumann († 1871) zusammenwirkte, für die pathologische Anatomie neben Albers († 1867) E. Rindfleisch (1865). Als Gynäkologe trat 1861 G. Veit an die Stelle Kilians; für die Augenheilkunde habilitierten sich 1860 Nagel und 1863 Saemisch, für die Pharmakologie 1862 der Rheinländer Karl Binz, der neben seiner Fachwissenschaft auch historische Interessen pflegte. Gleichzeitig (1863) gewannen die Dermatologie in Dourelepon, die Hygiene in Finkelnburg eine kundige und erfolgreiche Vertretung. Der Zusammenhang dieses überraschenden Aufstiegs mit dem großen Wirken eines Johannes Müller und mit der Berliner Generation der Frerichs, Traube, Virchow

¹⁾ Chronik der Univ. 1909, S. 13ff. (Nekrolog von Nußbaum).

²⁾ A. D. B. LIV (Pagel).

lag offen zutage. An ihrer Seite durfte die rheinische Fakultät nach Jahren des Zurückbleibens wieder ihren Platz in der vordersten Reihe der medizinischen Lehrstätten beanspruchen.

Noch hielt mit dieser Verjüngung der Dozentenschaft die moderne Umgestaltung der Kliniken nicht gleichen Schritt. Sie wurde erst nach der Reichsgründung ernstlich in Angriff genommen und gereichte der tatkräftigen Fürsorge Beselers in seiner späteren Kuratorialtätigkeit zur größten Ehre. Es braucht aber kaum gesagt zu werden, daß eine neue Blüte der Medizin ohne den unentbehrlichen Halt eines vorwärtstrebenden und großzügigen Betriebs der Naturwissenschaften nicht möglich gewesen wäre. Auch hier war viel Versäumtes nachzuholen, das Eingreifen bedeutender Persönlichkeiten dringend nötig. Eine feste Grundlage war allerdings vorhanden. Die beiden großen Alten, Plücker († 1868) und Argelander († 1875) sicherten bis zuletzt der Mathematik und Astronomie die erreichte Höhe. Nachdem 1856 ein ausschließlich für Mathematik bestimmtes Ordinariat geschaffen und mit dem Trierer August Beer besetzt worden war, folgte zehn Jahre später die Errichtung eines mathematischen Seminars. Unter den jungen Kräften, die sich einstellten und selbst wieder Schule machten, gewann der Ostpreuße Rudolf Lipschitz (habilitiert 1857) bald die Anwartschaft auf kommende Führung¹⁾. Nach einem kurzen Extraordinariat in Breslau übernahm er 1864 die Bonner ordentliche Professur. Der geniale Denker, der, wie die Berliner Akademie von ihm rühmte, wohl die Kraft besaß, auch „ein Buch mit sieben Siegeln“ zu erschließen, zählte zugleich zu den wirklich vornehmen Naturen der akademischen Genossenschaft und wandte auch ihren Lebensfragen die gleiche Gewissenhaftigkeit und Schärfe des Urteils zu wie dem weitverzweigten Gebiet seiner von der ganzen gelehrten Welt anerkannten Forschung. Als erfolgreiche Lehrer ihres Fachs sollen hier noch der Gaußschüler H. E. Heine, Beer und der uns Älteren von heute unvergeßliche Hermann Kortum genannt werden, der neben seinem Lehrer und Freund Lipschitz dem Bonner mathematischen Unterricht nach Plückers Tod das Gepräge gab. Vorübergehend hat auch Paul Güzfeldt der hiesigen Dozentenschaft (1868—1870) angehört, ehe seine kühnen Weltfahrten ihn unter die Berühmtheiten einer ganz anderen Forschertätigkeit einzeichneten.

Für die Naturwissenschaften bildete wie für die Medizin vor allem eine Ausstattung mit genügenden Arbeitsräumen die Grundbedingung eines den neuen Anforderungen gewachsenen Betriebs. Als Ideal mußte hier die Schaffung solcher gesonderter Herrschaftsbezirke, gewissermaßen wissenschaftlicher „Immunitäten“, erscheinen, wie sie die Anatomie und die Astronomie bereits besaßen. Es ist aber begreiflich, daß die Bahn für Institutsanlagen großen Stils am Leichtesten bei einem Wechsel der führenden Fachvertreter frei zu machen

¹⁾ Chronik 1903 (Nekrolog von London).

war. Am Frühesten wurde diese Gelegenheit ausgenützt, nachdem der hochbetagte Chemiker Bischof (1863) vom Lehramt zurückgetreten war¹⁾. Er hatte seinerzeit weder den Anklagen Liebig's gegen die Rückständigkeit des chemischen Unterrichts in Preußen noch dem Drängen des Ministeriums nachgegeben, sondern sich nach wie vor mit seinem winzigen Laboratorium begnügt, bis er endlich (1852) in einem größeren Saal des Poppelsdorfer Schlosses wenigstens für ein Dutzend Praktikanten Raum schuf. Natürlich wiederholte sich sogleich die alte Not; der Extraordinarius Baumert bat um Enthebung, weil er in den ungesunden Gelassen erkrankt sei (1857), und sein trefflicher Nachfolger, der Schweizer Heinrich Landolt, mußte wegen des zu kleinen Hörsaals seine Vorlesungen täglich zweimal halten. Erst mit dem Ausscheiden Bischofs konnte sich die Wendung zum Besseren vollziehen. Seine Nachfolger, beide Liebig-schüler, mußte man sich vom Ausland holen. Der Gießener A. M. Hofmann, der zuerst 1863 dem Ruf folgte, war unmittelbar nach seiner Bonner Habilitation durch den Prinzgemahl Albert nach England gezogen worden. Bei seiner Rückkehr erwirkte er sich die Zusage eines chemischen Instituts, dessen Bau ganz nach seinen Wünschen und mit völligem Absehen von dem alten staatlichen Sparsystem durchgeführt wurde (1864—1868). Hofmann selbst hatte freilich kaum sein Amt angetreten, als ihn Mitscherlich's Tod (1863) auf die verwaiste Stelle in Berlin abrief. So kam (1867) die Leitung der Bonner Chemie für mehr als zwei Jahrzehnte in die Hände des genialen Friedrich August Kekulé, dessen Denkmal sich jetzt vor dem unter ihm vollendeten Herrensitz seiner Wissenschaft erhebt²⁾. Geboren zu Darmstadt 1829, war der angehende Architekt durch seinen berühmten Landsmann Liebig auf den Weg der eigenen Zukunft gewiesen worden und gleich Hofmann bald nach seiner deutschen Habilitation (in Heidelberg 1856) einem auswärtigen Ruf gefolgt. Seit 1858 hatte er sich in Gent den Ruf eines Meisters der organischen Chemie auf dem Lehrstuhl und literarisch gewonnen. An seine ursprüngliche Berufswahl erinnert immer noch eine persönliche Fürsorge für den Stil seiner Institutseinrichtung und auch die eigenartige Verkörperung eines wissenschaftlichen Gedankens in seinen Atommodellen. Mit berechtigtem Stolz konnte er bei dem Jubiläum von 1868 dem preußischen Königspaar und dem Thronfolger das eben fertig Geschaffene als ein Muster für ganz Deutschland vor Augen stellen. Einige Jahre später (1873) brachte er es über sich der verlockendsten Aussicht auf die Nachfolge Liebig's in München zu entsagen und seiner rheinischen Heimstätte treuzubleiben.

Der Physik war eine so lange Wartezeit auf einen Vertreter ersten Ranges erspart geblieben³⁾. Doch hatte Plücker fast zeitlebens mit der Dürftigkeit

¹⁾ Vgl. hierfür Anschütz in den Naturwissenschaften VII.

²⁾ Chronik 1894, 7 (Anschütz); Biograph. Jahrb. I (1897).

³⁾ Vgl. Kayser in den Naturwissenschaften VII.

der ihm zugebilligten Mittel zu kämpfen, um die Jahrzehnte hindurch wahrhaft klägliche Ausstattung seines „physikalischen Kabinetts“ einigermaßen aufzubessern und die allernötigsten Hilfskräfte zu gewinnen. Der seit 1855 verfolgte Plan praktische Übungen einzurichten blieb zunächst ein frommer Wunsch. Volles Verständnis und kräftige Unterstützung fand er bei Beseler, aber auch nach seinem Tod nahmen die Bemühungen um ein Institut keinen so glatten Verlauf wie bei der Chemie. Obwohl Plückers Nachfolger (seit 1869), Rudolf Clausius (geboren zu Köslin 1822), ebenfalls zu den anerkannten Größen seines Fachs zählte, gelang es ihm doch nicht den bei seiner Berufung ins Auge gefaßten und von Beseler warm befürworteten Neubau eines Instituts während der langen Dauer seines eigenen Wirkens zu erreichen; erst 1885 fand die Physik im Westflügel des Universitätsgebäudes vorläufig eine erweiterte, aber keineswegs befriedigende Unterkunft. Die alten kurfürstlichen Wohnräume mit ihrem Hof, der durch einen bis zum ersten Stockwerk reichenden „Erdkern“ ihrer Gartenanlage zu einem unübertrefflichen Behälter von Feuchtigkeit und Krankheitskeimen umgeschaffen worden war, schienen sich gegen eine so zweckwidrige neue Verwendung zur Wehr zu setzen. Übrigens legte Clausius selbst, ganz in seinen Arbeiten und Vorlesungen lebend, weniger Gewicht auf experimentelle Betätigung und praktische Übungen. Jedenfalls sicherte das gleichzeitige Wirken zweier führender Geister wie Kekulé und Clausius der rheinischen Hochschule ein hohes Ansehen in der Welt naturwissenschaftlicher Forschung, die ja am Freiesten über alle staatlichen und nationalen Abgrenzungen hinaus zu wirken vermag.

Man hat für diese Zeit einer „realistischen“ Geschichtsauffassung auch umgekehrt von „einem gewissen Historismus“ in der Naturwissenschaft gesprochen¹⁾. Doch versagte sich die Forschung der rheinischen Universität trotz ihrer lebhaften Beziehungen zu England zunächst fast ganz dem Einwirken und der Fortbildung von Darwins Entwicklungslehre. Ein offener Bekannter des Materialismus war der geistvolle Koblenzer Apotheker Karl Friedrich Mohr (geboren 1806), der mit Liebig im vertrautesten Gedankenaustausch stand, aber von seinen spekulativen Neigungen sich viel weiter nach links führen ließ. Er hatte sich, schon den Sechzigern nahe (1864) in Bonn habilitiert und erhielt 1867 ein Extraordinariat für Pharmazie. Jederzeit, auch seinem großen Freund gegenüber, von dem Bewußtsein berechtigter Selbständigkeit getragen, wagte sich seine Denkerkühnheit an die schwersten Probleme. Er darf zwar nicht als der Entdecker des Energiegesetzes, wohl aber als ein Vorläufer von Robert Mayer betrachtet werden. Mit seiner „Geschichte der Erde“ (1866) hoffte er über die der Chemie unkundigen Geologen zu triumphieren. Wenn er Liebig als einen „Eroberer“ feierte, so hatte er offenbar sich selbst eine ähnliche Rolle

¹⁾ Vgl. Lamprecht XI, 170, 180ff.; Fueter, S. 534.

zugedacht¹⁾. Anders als dieser Mann des Kampfes und der Bewegung ließ der Philosoph Überweg während seiner Bonner Zeit sein stets esoterisches Verhältnis zu der materialistischen Weltanschauung, auch zum Darwinismus, heranreifen²⁾. Aber im ganzen bewahrte hier wie fast in allen Regionen des wissenschaftlichen Lebens die Bonner Gelehrtenatmosphäre ihr gemäßigtes und sturmfreies Klima. Denn der Hermesstreit war kirchenpolitischen, die Philologenfehde rein persönlichen Ursprungs.

Von den im Poppelsdorfer Schloß zusammengelegten Fächern der Naturwissenschaft besaß die Mineralogie einen Vertreter von unvergleichlicher Rührigkeit in Nöggerath, der seine Frische bis ins höchste Alter nicht nur auf dem Katheder (1818—1872), sondern auch auf den Versammlungen der Naturforscher und Ärzte kräftig zur Geltung brachte. Als der Hildesheimer Ferdinand Roemer (geboren 1818) sich nach einer längeren amerikanischen Forschungsreise 1848 habilitiert hatte, begann mit seiner Konzentration auf die „Petrofaktenkunde“ allmählich die Erhebung der Geologie und Paläontologie zu einer selbständigen Disziplin. Römer, der 1855 als Ordinarius nach Breslau übersiedelte, hinterließ in Bonn das lebhafteste Bedauern über den Verlust einer reich veranlagten und für starke persönliche Wirkung geschaffene Natur. In Breslau hat er sich dann vollends zu dem „vielleicht glänzendsten Lehrer der Mineralogie und Geologie in Deutschland“ entwickelt, als welchen ihn ein Beurteiler wie Zittel charakterisierte³⁾. Stärker und länger als diese mit dem gesunden Boden des heimischen Bergwesens verwachsenen Fächer unterlag die Botanik den Hemmungen eines exakten Forschungsbetriebs durch die in Bonn fest eingesessene Naturphilosophie. Vielversprechende jüngere Kräfte, die sich unter der Leitung von Treviranus als Privatdozenten auftraten, wanderten bald wieder ab, Dietrich Brandis (habilitiert 1849) in den indischen Kolonialdienst (1886), wo er es zu höchsten Ehren brachte, Robert Caspary, der sich des vernachlässigten Mikroskopierens annahm, als Professor nach Königsberg (1888). Nach dem Rücktritt des greisen Treviranus (1859) begann mit seinem Nachfolger Hermann Schacht, einem von Schleiden beeinflussten und durch Humboldt geförderten Anatomen und Physiologen der Pflanzenkunde, die Umgestaltung der Forschung und Lehre, die nach seinem baldigen Tod († 1864) durch Johannes von Hanstein aufgenommen wurde. Er ging sofort daran, sich im Poppelsdorfer Schloß ein wirkliches, wenn auch bescheidenes Institut zu

¹⁾ G. Kahlbaum, Liebigs Briefwechsel mit Mohr (= Monographie zur Gesch. der Chemie 8), 1904. M., der sich schon 1844 auf Liebigs Rat in Bonn habilitieren wollte, gelangte erst 1864 in Berlin zur *venia legendi*, siedelte dann aber nach Bonn über, wo er 1867 Extraordinarius wurde und 1879 starb.

²⁾ F. A. Lange, *Gesch. des Materialismus* II, 514ff., 522.

³⁾ Vgl. *Festschr. Breslau* II, 469f., 475; über Nöggeraths vergebliches Bemühen, dem Dozenten Andrä ein Extraordinariat zu verschaffen und die Habilitation von Cl. A. Schlüter 1864 Brauns in den *Naturwissenschaften* VII, 557; Steinmann, *ebd.* S. 560.

schaffen und verstand es für seine entwicklungsgeschichtlichen Interessen und Arbeiten eine wachsende Zahl von Schülern zu gewinnen. Der gewaltige durch Darwin gegebene Anstoß fand bei diesem großen Lehrer einen bereitwilligen und weiterwirkenden Empfang. Auch der Garten, der so lange Zeit als Gegenstand und Schauplatz der Kämpfe zwischen Sinning und den Direktoren gedient hatte, konnte sich jetzt einer ruhig fortschreitenden Pflege erfreuen¹⁾. Endlich brachte das Ausscheiden der alten Hauptvertreter einer Jahrzehnte hindurch tatsächlich im Nebenamt versehenen Wissenschaft, der Zoologie, die unentbehrliche Freilegung. Nachdem schon in den letzten Leidensjahren von Goldfuß († 1848) an seiner Stelle der Mediziner Budge die zoologischen Vorlesungen abgehalten hatte, wurde Troschel am 16. März 1849 zum außerordentlichen und am 28. April 1881 zum ordentlichen Fachprofessor ernannt. Die Verbindung der Zoologie mit der Paläontologie blieb seitdem gelöst. Troschel war durch die Schule Johannes Müllers gegangen, stand aber mit der zurückhaltenden Vorsicht und Genauigkeit des Systematikers, namentlich mit seiner Ablehnung der Darwinschen Abstammungslehre auf der konservativen Seite der Bonner Gelehrtschaft²⁾.

Innerlich gekräftigt und ohne tiefere Erschütterung durch die Kämpfe, die der Verfassungskonflikt und das Aufrollen der deutschen Frage heraufführten, ging die Universität dem Abschluß ihres ersten Halbjahrhunderts entgegen. Wohl haben sich verschiedene Bonner Professoren im preußischen Parlamentarismus der fünfziger und sechziger Jahre lebhaft hervorgetan, so vor allem die alten Achtundvierziger Walter und Bauerband, dann seit 1865 Hüffer, der es übrigens vermied seine Eigenart dem Zwang einer Fraktion anzubequemen, vor allem aber Sybel. Obwohl ihm seine führende Rolle während des Konflikts einen Platz unter den schärfsten Widersachern Bismarcks zuwies, ließ sich doch der kleindeutsche Historiker in dem Bekenntnis zu der Vergangenheit und Zukunft seines Staats nicht irre machen. Im Mai 1865, als er in einer akademischen Festrede die Vereinigung des Rheinlands mit der Monarchie Friedrichs des Großen zu feiern hatte, faßte er seine innerste Überzeugung in die Worte zusammen: „Wie dieses Preußen einmal ist, mit seinen Schroffheiten und Schwächen, mit seiner Tüchtigkeit und Kraft, mit seiner großen Geschichte und seiner gewaltigen Zukunft, wir gehören zu ihm, wir wollen zu ihm gehören und zu keinem anderen³⁾.“ Wenn er von Anfang an mit dem Hauptziel der Regierung, der Erhöhung der preußischen Wehrkraft, grundsätzlich einverstanden gewesen war, so zählte er nachmals zu den ersten Männern der Opposition, die, ohne ihre Verteidigung der parlamentarischen Rechte aufzugeben, schon durch den Verlauf des dänischen Kriegs zu einer milderen Auffassung

¹⁾ Vgl. Fitting, ebd. S. 573ff.

²⁾ Vgl. Hesse, ebd. S. 577; Steinmann, S. 560.

³⁾ Sybel, Vorträge, S. 123f.

der verrufenen auswärtigen Politik Bismarcks veranlaßt wurden. Als dann die beispiellosen Erfolge von 1866 und die Einholung der Indemnität eine glückliche Lösung des Verfassungstreits und der deutschen Frage in Aussicht stellten, war für Sybel der bisher gefürchtete Meister einer napoleonischen Realpolitik zu dem „ebenso mutigen als vorsichtigen Steuermann“ geworden, obgleich er selbst noch im konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes dem „kühnen Griff“ des allgemeinen Wahlrechts nach wie vor seine Zustimmung versagte. Die rheinische Hochschule hatte sich als Gesamtheit vom Eingreifen in den politischen Kampf dieser bewegten Jahre nach Möglichkeit fern gehalten. Nur der berüchtigte Wahlerlaß des Ministers von Mühler (1862), der auch die Professoren kraft ihres Beamtencharakters als Wähler zugunsten der Regierung in Reih und Glied zwingen wollte, rief den Protest der Universitäten Berlin und Bonn hervor¹⁾. Hinter den Kulissen übte damals, schon seit dem Beginn des Konflikts, Perthes als Vertrauensmann und gern gehörter Berater des Kriegsministers von Roon einen wirklich bedeutsamen Einfluß. Seine unverhüllte Parteinahme für die Regierung rief leidenschaftliche Auseinandersetzungen mit Sybel und mit dem jungen Historiker Noorden, seinem eigenen Neffen, hervor, bis sie nachher in gemeinsamer Anerkennung der Bismarckschen Politik sich wieder zusammenfanden²⁾. Bei den damaligen Reibungen innerhalb der akademischen Welt der Rheinuniversität spielten aber doch nicht die politischen Prinzipienkämpfe des preußischen Konflikts die eigentliche Hauptrolle, sondern der alte konfessionelle Gegensatz, der jetzt durch die brennend gewordene Entscheidung zwischen Großdeutsch und Kleindeutsch eine besonders empfindliche Verschärfung erhielt. Hier lag der tiefere Grund dafür, daß der wissenschaftliche Streit zwischen Sybel und Hüffer über die Zeit der späteren Revolutionskriege ein ähnliches Gegenwartsinteresse gewinnen konnte, wie kurz vorher die Polemik zwischen Sybel und Ficker über die deutsche Kaiserzeit. Als der seltsame Fall Plitt unmittelbar vor dem deutschen Krieg die Universitätskreise beschäftigte, versäumte es der Kurator nicht, zuungunsten des Hauptbeteiligten neben den Beziehungen zur ultramontanen Presse auch seine großdeutsche Gesinnung und deutliche Hinneigung zu Österreich geltend zu machen. Und nach Königgrätz sprach Beseler dem Minister seine Befriedigung darüber aus, daß nunmehr „die Koalition zwischen dem ultramontanen Katholizismus und den Vertretern der Naturwissenschaft, welche seit einer Reihe von Jahren die Wahl zu fast allen akademischen Ämtern beherrschte, gebrochen“ sei; neben dem Fall Plitt habe auch das Gebahren der Ultramontanen am Rhein gegenüber den preußischen Siegen und österreichischen Niederlagen diese Wandlung befördert. Diese Bemerkung, die sich an die Bezeichnung

¹⁾ Die Verfügung ging auf einen Erlaß des Ministers des Innern von Jagow vom 26. III. 1862 zurück; vgl. Kaufmann, Breslau I, 206f.; Lenz II 2, 340f.

²⁾ Vgl. A. D. B. LV (Nasse); hierzu Hüffer, S. 171.

der Rektoratskandidaten für 1866/67 (Krafft, Sybel, Bluhme) knüpfte, wiederholte er im nächsten Jahr, als Sybel zum Jubiläumsrektor und Springer zum Dekan gewählt wurde. Er verwies dabei auf die Tatsache, daß kurz nacheinander (1861/62; 1863/64) die Katholiken Hilgers und Bauerband zum zweitenmal das Rektorat bekleidet hatten und Kampschulte noch vor der statutenmäßigen Frist Dekan geworden war¹⁾. Solche Kleinigkeiten schienen allerdings kaum mehr der Beachtung wert, als in der preußischen Volksvertretung und vollends im norddeutschen Reichstag das katholische Element und die konfessionellen Fragen überhaupt vor den rein politischen Fragen des Augenblicks in den Hintergrund gerückt wurden. Die nun fertige Umgestaltung Deutschlands und die französische Gefahr wiesen zunächst dem national gesinnten Liberalismus die vornehmste Stellung im parlamentarischen Leben dieser Übergangsjahre zu, während zugleich die junge deutsche Sozialdemokratie sich anschickte, ihren Platz in den kommenden Parteiverschiebungen zu erobern und die Vorbereitung des vatikanischen Konzils die bereits vorhandenen Gegensätze innerhalb der katholischen Welt höchst lebendig werden ließ.

Die rheinische Universität hatte bei ihrer Gründung auf die sonst übliche feierliche Einweihung verzichten müssen. Klanglos und unscheinbar war sie in den Kreis der älteren Hochschulen eingetreten, um sofort der schwersten Bedrohung ihres ferneren Daseins anheimzufallen. Jetzt im Jahr 1868 bot sich endlich die erwünschte Gelegenheit das Versäumte nachzuholen und vor aller Welt zu bekunden, daß ihr Weg trotz aller Hindernisse und Stockungen zur Höhe geführt hatte²⁾. Die Wahl ihres Oberhaupts für die Tage des Jubiläums traf den rechten Mann und entsprach vollkommen dem begreiflichen Hochgefühl, der in dem Preußen König Wilhelms und Bismarcks lebendig geworden war. In diesen kurzen Jahren des Norddeutschen Bundes lag bereits ein Vorglanz des Kommenden, der deutschen Einigung in der Luft und Heinrich von Sybel durfte mit gutem Grund als der Leiter und Sprecher einer akademischen Kundgebung auftreten, deren Grundton mit der Zuversicht seiner eigenen politischen Hoffnungen so natürlich übereinstimmte. Das für den Augenblick Erreichte bot doch einen ganz anderen Hintergrund als die nationale Lage zur Zeit des Berliner Jubiläums von 1860. So kam es zu den ungetrübten Tagen der Bonner Halbjahrhundertfeier, die in der Geschichte der Universität bisher als die einzigen ihrer Art zu verzeichnen sind. Von dem internationalen Charakter, den seinerzeit die große Beethovenfeier gezeigt hatte, war diesmal nichts

¹⁾ Beseler an Mühler, 9. V.; 4. VIII. 1866 (B. Kur. § Bd. V).

²⁾ Vgl. vor allem: Bericht über das fünfzigjährige Jubiläum der Rhein. Friedr.-Wilh.-Universität Bonn, herausgeg. von Rektor und Senat (Bonn 1868).

zu spüren. Wohl konnte sich die Bonner Gelehrtenwelt der Pflicht nicht entziehen, den über alle Grenzen hinausgreifenden Zusammenhang der Wissenschaft zur Geltung zu bringen. In der Reihe ihrer bei der Feier ernannten Ehrendoktoren führten die juristische, medizinische und philosophische Fakultät Namen wie die amerikanischen Historiker Bancroft und Friedrich Kapp, Darwin, John Stuart Mill und andere Engländer, die Franzosen Pasteur, Hartnack und Renier, den Italiener de Rossi. Die gesteigerte Bedeutung der modernen Naturwissenschaft kam zu ihrem vollen Recht; einem in Brasilien wirkenden Gelehrten deutscher Herkunft wurde es zum besonderen Ruhmestitel angerechnet, daß seine Forschungen der Darwinischen Theorie eine neue wertvolle Stütze geschaffen hätten. Aber es war doch ein ausgesprochen deutsches und preußisches Fest, was hier ohne den höfischen Pomp der alten kurfürstlichen Inauguration und auch ohne eine naheliegende Berufung auf die noch ungeklärten nationalen Wünsche der Gegenwart vor sich ging. Das heraufziehende Gewölk eines neuen größeren Kirchenstreits brachte es noch kaum zu einem Wetterleuchten. Allerdings machte die katholisch-theologische Fakultät von dem Recht, Ehrendoktoren zu kreieren, keinen Gebrauch, „aus gewissen verwickelten und weder vorher noch jetzt auseinanderzusetzenden Hinderungsgründen“¹⁾. Dafür verlieh die philosophische Fakultät ihren Doktorhut dem berühmten Konzilshistoriker Hefele, der kurz nachher als Bischof von Rottenburg sich den Führern der Opposition gegen das Unfehlbarkeitsdogma beigesellen sollte. Jedenfalls fehlte dem Jubiläum der preußischen Universität jener scharfe Mißton, den bei der Einweihung ihrer Vorgängerin der Antagonismus zwischen Köln und Bonn hervorgerufen hatte. Erzbischof Melchers war persönlich erschienen, um am 2. August im Münster das Pontifikalamt abzuhalten und dann selbst das Wort zu einer Ansprache zu ergreifen. Und der Kölner Oberbürgermeister Bachem gab als Wortführer der rheinischen Städte ihrem „Gefühle freudiger Dankbarkeit“ für den glänzenden Aufstieg der rheinischen Hochschule Ausdruck; dies wurde von seiten Kölns durch eine Stiftung zugunsten seiner in Bonn studierenden Söhne noch besonders betont. Der Rektor konnte in seiner Erwiderung, ohne zu verletzen, davon sprechen, daß jetzt der alte Gegensatz ausgelöscht und die damaligen Sorgen widerlegt seien. Unter den Vertretern der deutschen Universitäten erschienen auch die Abgesandten von Basel, Bern und Zürich, von Dorpat und sogar von einer Reihe deutschösterreichischer Anstalten, mit Ausnahme der Wiener Universität. Ihr Sprecher, der einstige Bonner Dozent und damalige Münchener Rektor Windscheid, feierte die jüngste Schwester, die doch in gewissem Sinne nie jung gewesen, sondern gleich ausgewachsen geboren worden sei, und wies auf die Einheit deutschen Sinnes und deutschen Geistes als auf ein sicheres Unterpfand der Zukunft, „wie auch die

¹⁾ Bericht, S. 113f.

politische Verfassung Deutschlands und des Landes deutscher Zunge sein und sich gestalten mag“. Die ganze Veranstaltung erhob sich aber vor allem bedeutsam über die 1860 und 1861 begangenen Jubiläen von Berlin und Breslau durch die Anwesenheit des Königspaares und des Thronfolgers. Sie enthielt eine wirksame Bekundung der Tatsache, daß Preußen aus der schweren Probe des inneren Haders und des deutschen Königs siegreich und neu geeinigt hervorgegangen war. Der Kronprinz, dessen etwas schwächliche Bonner Studentenerscheinung noch manchem Kommilitonen von ehemals in Erinnerung stand, erschien jetzt nach der Feuertaufe der böhmischen Schlachtfelder in der prachtvollen Reife einer echt germanischen Heldengestalt. Er war der natürliche Mittelpunkt des Festmahls, das am 3. August im Hof des Poppelsdorfer Schlosses stattfand, und des am Abend folgenden großen Kommerses. Seinen Dank für die Bonner Studentenjahre und für den ihm verliehenen Ehrendoktor der Juristenfakultät wußte er in schlichte Worte zu fassen, die zum Herzen gingen. Vor dem König selbst hatte am gleichen Tag Sybel als Rektor in gedankenreicher und formvollendeter Rede¹⁾ die Gründung der Hochschule als ein mit den Mächten der Romantik siegreich bestandenes Ringen vorüberziehen lassen und mit dem Weihespruch geschlossen, daß ihr das höchste Glück vergönnt sein möge, „in Streben und Wirken, in Tun und Leiden, und wenn es sein muß, in Kämpfen, Siegen und Sterben, untrennbar eins zu sein mit dem Vaterlande“.

Die nächste Zukunft schien mit der Gründung des deutschen Reichs diesem Anruf und Gelöbnis die glänzendste Bestätigung zu bringen. Niemand hätte damals ahnen können, welches von Grund aus verwandelte Bild unseres nationalen Daseins das Jahr 1918 der Welt enthüllen sollte. Die rheinische Universität hat in ihrem zweiten Halbjahrhundert wenn auch nicht ohne jede Störung doch Dezennien durchlebt, die in ihrer Aufwärtsbewegung sich von früheren Sturmzeiten wohlthuend abhoben und einen tröstlichen Blick nach vorwärts für ihre erste Säkularfeier zu verheißen schienen. Statt dessen stehen wir heute mitten in dem Prozeß eines Wiederaufbaus von Deutschland, ehe der Boden selbst, auf dem gebaut werden muß, wieder ins Gleichgewicht gekommen ist. Noch sind aber die Sterne nicht untergegangen, die unsere Alma mater einst bei ihrem schwer beschatteten Eintritt ins Dasein hat leuchten sehen. Ernsthafter als je gilt heute für sie die vor fünfzig Jahren ausgegebene Losung: „untrennbar eins zu sein mit dem Vaterlande“.

¹⁾ Vgl. dagegen das bittere Urteil des damaligen Privatdozenten von Hertling: „eine scheußlich vorgetragene, tendenziös abgefaßte Rede“ (G. von Hertling, *Erinnerungen aus meinem Leben I* (Kempten 1919), 195. Die Rede des Kronprinzen, Bericht, S. 109ff.; vgl. Hüffer, S. 207f.